

fluter:

Wissu geiles Heft for free

THEMA
Sprache

Editorial

In jedem Moment sprechen auf der Erde Millionen Menschen miteinander, es wird immer gelesen und geschrieben. Die Allgegenwart von Sprache ist ebenso faszinierend wie ihre Vielfalt. Das Universum der Sprachen ist immer in Bewegung, auch heute und in unserer westlichen Gesellschaft.

Wenn wir den Blick auf ihre pragmatischen Dimensionen der gegenseitigen Verständigung, des Aushandelns öffentlicher Angelegenheiten lenken, werden die Spannungen und offenen Fragen sichtbar. In die jeweiligen Sprachen sind kulturelle Vorstellungen eingepreßt, ihre Beherrschung entscheidet über die Teilhabe am öffentlichen Leben.

Das Leitbild der einheitlichen und verbindlichen Nationalsprache ist auch heute noch sehr stark. Es ist immer einfacher, eine funktionierende Staatlichkeit entlang einer vorherrschenden Sprache zu realisieren. Aber Sprachraum und Nationalstaat sind selten deckungsgleich.

Die fixe Vorstellung der Reinheit und Einheit von Sprache, Staat und Volk kann so mächtig werden, dass sich an ihr entlang immer wieder Konflikte anheizen lassen. Der deutsche Sprachraum deckte sich aber zum Beispiel nie mit den nationalstaatlichen Grenzen Deutschlands. Das gilt für viele Sprachen, vielleicht für die meisten.

Die Geschichte des Hochdeutschen ist einer der wenigen historischen Prozesse, der in Deutschland nicht von oben oder außen

geregelt und initiiert wurde. Die Bewegung ging von Luther bis in die Aufklärung und Klassik immer wieder von Intellektuellen aus, wurde von der bürgerlichen Gesellschaft aufgenommen und verstärkt. Das Ringen um die Sprache gab zumal in Deutschland eine starke Motivation für kulturellen Fortschritt, der in politischen und wirtschaftlichen mündete. Das Engagement für die Sprache kann deshalb ein Reservoir des Kulturbürgertums und des freiheitlichen Geistes bilden. Frankreich ist einen anderen Weg gegangen und hat seine republikanische Tradition fest mit einer aktiven Sprachpolitik des Staates verbunden.

Aber Sprache und Politik können auch ganz andere Bündnisse eingehen. Im sogenannten Dritten Reich war Sprache ein Propagandamittel, das Massen mobilisierte und den mörderischen Antisemitismus tief im gesellschaftlichen Bewusstsein der Deutschen verankern half. Auch im Europa von heute ist die Unterdrückung von Sprachen noch ein probates Mittel, um diktatorische Machtansprüche durchzusetzen – wie etwa in Weißrussland.

In den heutigen Einwanderungsländern und inmitten einer fast schon verordneten Jugendlichkeit ist das kulturelle Dissidententum von Jugendsprachen oder Ethnolekten ein Zeichen der Lebendigkeit unserer Sprachkultur. Die allgegenwärtige Formelhaftigkeit politischen Sprechens bildet dagegen eher ein Symptom für die Krise der Repräsentation.

Und wird Europa ohne eine Leitsprache mit seiner Vielfalt an Sprachen und Kulturen politisch zusammenwachsen können? Ist das überhaupt eine produktive Idee? Der Streit darüber wird zumindest in Brüssel und Straßburg in alle beteiligten Sprachen übersetzt. Thorsten Schilling



**Hat man
Worte?**

Den fluter kostenlos
abonnieren unter:
www.fluter.de

„Eine Sprache muss sich ständig ändern“

Was richten E-Mails und SMS mit unserer Sprache an? Warum sprechen immer mehr Afrikaner Chinesisch, und wie kann man sich unterhalten, ohne dass es die Eltern verstehen? Keine Frage: Wir müssen dringend reden. Ein guter Gesprächspartner ist der Sprachforscher Harald Haarmann

Interview: Oliver Gehrs



→ Den Sprachwissenschaftler Harald Haarmann, 64, zu erwischen, ist nicht ganz einfach – schließlich ist er ständig rund um die Welt unterwegs, um dem Rätsel der Sprachen auf die Spur zu kommen. Eben noch in Kalifornien unterwegs, meldete er sich plötzlich von den Fidschi-Inseln. Nach Finnland, wo man ja eine äußerst interessante Sprache mit einer geballten Häufung von Umlauten spricht, zog er aber nicht der Wissenschaft wegen – sondern weil er sich einst in eine Finnin verliebt hatte. Obwohl er die Sprache damals noch gar nicht so gut konnte.

fluter: Wie kam die Sprache überhaupt in die Welt?

Haarmann: So eine Art Big Bang wie bei der Entstehung des Universums gab es da nicht. Die Sprache kam in Schritten zu uns. Schon die Hominiden, also die frühen Menschenaffen, haben mit Händen und Füßen kommuniziert. Das waren soziale Wesen in einer Gruppe, die sich mit den anderen verständigten. Zu den Gesten kamen dann Sprachlaute hinzu – weil die Lebensbedin-

gungen komplexer wurden und so die Ansprüche an die Kommunikation zunahmen. Wenn ich nur Nahrung sammle, reicht es, am Lagerplatz zu gestikulieren. Wenn ich aber anfangs, große Tiere wie Mammuts zu jagen, dann geht das nur in der Gruppe. Das heißt, alle müssen sich darüber unterhalten, wie man die Falle baut, wer wann was macht und wie man Fleisch, Knochen und Fell später nutzt. Auch wenn man Werkzeuge herstellt, muss man den Anderen zu ihrem Gebrauch etwas erklären. Die Entwicklung der Sprache folgte also einer Art Evolutionsdruck.

Je komplizierter die Welt wird, desto komplexer wird also die Sprache?

Genau. Vor allem, wenn der Mensch damit beginnt, über andere Dinge als über das Jagen nachzudenken. Etwa darüber, wie seine Stellung in der Welt ist, oder ob es eine höhere Lenkungsmacht gibt. Heute sind es die Kinder, die diese Evolution der Sprache im Kleinen noch mal vorleben. Sie fangen bei Einwortsätzen an, und so ein Wort kann viel bedeuten. Mama kann heißen: „Hier bin ich“ oder auch: „Komm doch mal“. Oder: „Ich habe die Hosen voll.“

Es gibt über 6.000 Sprachen. Was ist überhaupt eine Sprache?

Es gibt verschiedene Kriterien, wonach man Sprachen voneinander und diese von Dialekten unterscheidet. Es geht um Unterschiede bei Lautsystem, Wortschatz und Grammatik. Wie etwa beim Deutschen und Chinesischen, die auch nicht historisch miteinander verwandt sind. Das Finnische ist ganz verschieden vom Schwedischen, weil diese Sprachen zu verschiedenen Sprachfamilien gehören. Bayerisch ist keine eigene Sprache, obwohl seine Sprecher dies gern behaupten. Das gemeinsame Band, das sämtliche Dialekte des Deutschen miteinander verbindet, ist die deutsche Schriftsprache, die alle lokalen Dialekte überdacht, und die eine Kommunikation über Dialektgrenzen hinweg gewährleistet. Ein wichtiges Kriterium ist das Fehlen einer gemeinsamen überdachenden Schriftsprache. So definieren sich z.B. die Sprachgrenzen zwischen Deutsch und Englisch oder zwischen Französisch und Italienisch.

Ist der Mensch nicht erst Mensch, wenn er redet?

Der Mensch ist Mensch, wenn er symbolische Tätigkeiten vollzieht. Das kann auch die Verwendung von Zeichen sein. Man hat Knochen gefunden, auf denen der Homo erectus Ritzungen vorgenommen hat: Erst sieben, dann vierzehn, dann wieder sieben – also zusammengenommen eine Mondphase: eine kalendarische Notation, die 300.000 Jahre alt ist. Sprache hat der Homo erectus nicht besessen, aber er hat visuell etwas formulieren können.

Inwieweit beeinflusst die Sprache die Welt, die wir wahrnehmen?

Sehr stark. Wenn Sie in eine Kultur hineinwachsen, sind die Begriffe oft schon in eine Richtung gelenkt. Als junger Mensch hat man gar nicht mehr die Möglichkeit, sich auf einen Stein zu setzen und alles neu zu überdenken. Die Sprache bringt dem Individuum gleichsam eine Bewertung, wie die Gesellschaft die Welt sieht.

„Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“, hat der Philosoph Ludwig Wittgenstein gesagt.



Sprachkenntnisse sind für viele Menschen eine Hoffnung auf sozialen Aufstieg: eine Englischstunde in Äthiopien

Schriftsteller wie Goethe oder Lessing schufen etliche Wörter

Das kann man so sagen. In jeder Sprache ist das Weltbild der Gesellschaft eingepreßt, in die man hineingeboren wurde und deren Kategorien man annimmt. Wenn ich eine andere Sprache lerne, bleibe ich daher in den meisten Fällen außen vor. Die Grenzen bestehen aus Traditionen und Gewohnheiten. Wenn man mit Palästinensern und Israelis über grundsätzliche Fragen spricht, merkt man schnell, wie viele Vorurteile und Stereotype in die Sprache eingeflossen sind. Das wird von Generation zu Generation weitergegeben. Selbst wenn man miteinander spricht, spricht man über verschiedene Sachen.

Ist es nicht wichtiger denn je, miteinander zu reden, um die großen globalen Probleme zu lösen – wie zum Beispiel die Klimakatastrophe?

Richtig. Der Mensch muss es leisten, dass er über die Grenzen hinweg einen Konsens findet, um die Probleme zu lösen.

Benötigen wir also eine Weltsprache?

Bevor Sie die gesamte Weltbevölkerung auf ein neues Vokabular und die Regeln einstimmen, ist das Klima schon längst umgekippt.

Also müssen es doch Dolmetscher und Übersetzungsprogramme richten?

Leider gibt es keine Alternative. Die Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte Kunstsprache Esperanto hatte ja mal den Anspruch, die Länder einander näher zu bringen. Aber die meisten Menschen können mit einer Sprache, die nicht auch Träger ihrer kulturellen Identität ist, nichts anfangen.

Aber Übersetzer allein scheinen nicht genug für die Verständigung tun zu können. Im Fall der EU kommt es einem so vor, als wären die vielen Sprachen ein Hemmnis auf dem Weg zu einer gemeinsamen Politik.

Es gibt über 20 Amtssprachen, die mit einem enormen Aufwand hin und her übersetzt werden. Da werden astronomische Summen verbraten. Aber wenn wir beginnen, die kleineren Sprachen in Brüssel auszusortieren, werden diese Länder am Einigungsprozess nicht mehr teilnehmen. Es ist wie immer mit der Demokratie. Churchill hat gesagt: Sie ist die schlechteste aller Regierungsformen, aber wir kennen keine bessere.

Verbirgt sich im Klang einer Sprache auch die Mentalität einer Gesellschaft? Das Deutsche klingt ja zum Beispiel für französische Ohren wenig romantisch.

Natürlich gibt es Themen, die eine Sprache prägen, aber noch viel

mehr bestimmen soziale Schichten und Milieus die Sprache. Die Franzosen hatten über Jahrhunderte eine höfische Kultur gehabt – da ist ein gewisser Subtext vorprogrammiert. Deswegen ist es auch problematisch, Übersetzungsprogramme zu benutzen. Die helfen so viel, wie sie verzerren, weil man die kulturelle Einbettung, das Unschwellige, nicht mitübersetzen kann.

So wie man im Persischen beispielsweise dreimal zum Essen eingeladen wird, bevor es ernst gemeint ist.

Genau. Ich selbst habe drei Jahre lang in Japan gelebt, wo man nie Nein sagt. Die haben sogar einen Ausdruck dafür, wie man Dinge, die man nicht sagen will, umschreibt. Das ist so eine Art Umgehungsprache.

Ist Sprache auch ein Machtinstrument?

Aber sicher. Schon in einer Zeit ohne Staaten, aber mit politischer Macht in den Händen einer Gruppe. Als die Steppennomaden nach Warna kamen, haben sie den dortigen Bauern ihre Sprache aufgedrängt. Die hatten keine Wahl, als diese Sprache zu übernehmen. Das war der erste Fall, in dem politische Macht Sprache gesteuert hat. Das haben die Römer später mit dem Latein perfektioniert. Deswegen haben wir in Europa so viele romanische Sprachen.

Und warum spricht man in diesen Ländern nicht einheitlich Latein?

Das Latein war mal einheitlich und hat sich dann im Mittelalter in jedem Land differenziert, in einigen mehr, in anderen weniger. Ein Spanier kann nicht verstehen, was ein Franzose sagt. Aber Spanier und Italiener können sich noch verständigen, weil ihre Sprachen konservativer sind. Sie haben sich viel weniger verändert in den vergangenen Jahrhunderten. In Frankreich haben wir hingegen den ersten Fall in der Geschichte Europas, wo Sprache zur Ideologie wurde. Von oben, also vom König verordnet, entstand ein politischer Sprachnationalismus.

In Deutschland hat es so ein Bestreben nie gegeben?

Das Deutsche ist ursprünglich eine westgermanische Sprache, die dem Friesischen, dem Holländischen und Englischen nahe steht. Vor allem, wenn es um die Phonetik und die Grammatik geht. Die Wörter kommen von überall her – aus dem Lateinischen und Griechischen oder aus Arabien und nach dem Mittelalter sehr viele aus dem Französischen. Friedrich der Große sprach lieber Französisch als das ungehobelte Deutsch, und die Wissenschaftler blieben beim Latein.

„Er kann mich im Arsch lecken“, heißt es in Goethes „Götz von Berlichingen“. Haben die Schriftsteller dem Volk aufs Maul geschaut?

Schriftsteller wie Goethe oder Lessing haben im 18. Jahrhundert etliche deutsche Wörter geschaffen, die Lehnwörter aus anderen Sprachen ersetzten. So haben sie das Deutsche erneuert und ein Vokabular für das ganze Volk über Standesgrenzen hinweg geschaffen. Daran sieht man: Eine Sprache lebt in ihrer Zeit, es gibt keinen Stillstand. Eine Sprache, die sich nicht ändert, wird zum Fossil – wie das Lateinische. Die Römer hatten eine extrem puristische Sprachpolitik. Sie haben ständig Wörter ausgesiebt und keine Vulgarismen erlaubt.



Der Chinese Li Yang nennt seinen Unterricht „Crazy English“: Hunderte halten das Lehrbuch hoch und müssen laut mitlesen. Stundenlang



Manchmal sind englische Wörter einfach griffiger als deutsche. Das schadet nichts

Auch bei uns gibt es manchmal Sprachwörter. Beim Protest gegen die Rechtschreibreform waren sie laut zu vernehmen.

Die Rechtschreibreform war vor allem ein Lehrstück, wie Demokratie zu Stagnation werden kann – zur Unfähigkeit, etwas zustande zu bringen. Heute lässt jeder Verlag oder jede Zeitung anders schreiben. Wenn man so eine Reform machen will, kann man nicht so kurz springen und lauter Kompromisse machen.

Warum ist das Englische so dominant?

Da gibt es die griffige Formel eines anderen Sprachforschers: Wer hat als Erstes ein gut organisiertes Kolonialreich aufgebaut, und zwar global? Das waren Engländer. Von wo aus hat sich die Industrialisierung über die Welt verbreitet? Das waren die USA und England. Und wer hat den Krieg gewonnen und nach 1945 weltweit Einfluss genommen? Wieder die USA. Man kann sagen: Das Englische war immer zu rechten Zeit am rechten Platz.

Heute kommt es einem oft deplatziert vor: Die Menschen sitzen in „Meetings“, sie lassen sich „briefen“ und „debriefen“ oder reden über den „Mainstream“. Machen die vielen englischen Wörter das Deutsch kaputt?

Das ist die globale Marketingsprache. Sprachsoziologen sprechen vom *Bloodless English* – vom blutlosen Englisch. Man muss sich immer fragen, in welche gesellschaftlichen Bereiche das hineinragt. Wenn man sich die deutschen Bücher ansieht, dann sieht man da keinen großen Einbruch des Englischen. In technologischen Biotopen wie dem Internet ist das natürlich anders.

Sollten wir nicht eigene Wörter erfinden, wie die Franzosen das machen?

Die Realität ist doch, dass die Menschen dennoch alle Englisch sprechen, auch in Frankreich. Manchmal sind englische Wörter einfach griffiger, dann ist es auch gut, sie zu benutzen. Da war die deutsche Sprache immer offen. Das Problem ist eher, dass unsere Kommunikation sehr atemlos geworden ist und kaum Platz für die Pflege der Sprache lässt.

Weil ständig falsch geschriebene Kurznachrichten durch die Gegend schwirren ...

Man sollte gerade den jungen Leuten die Augen dafür öffnen, dass es sich lohnt, die eigene Sprache zu pflegen.

Wie sieht die Zukunft aus? Wird das Englisch noch gewinnen?

Ich kann mir vorstellen, dass das Chinesische dominanter wird. China ist die zweitgrößte Wirtschaftsmacht, und die dortigen

Politiker werden vielleicht irgendwann kein Englisch mehr sprechen wollen. In Afrika, in dessen Wirtschaft China große Summen steckt, werden bereits viele Chinesischkurse angeboten. Da wächst also eine Generation von Afrikanern heran, die als Zweitsprache Chinesisch statt Englisch spricht.

Wäre es dann nicht sinnvoller, wenn die deutschen Schüler statt Latein Chinesisch lernten?

Heute vielleicht noch nicht, aber in 20 bis 30 Jahren sicherlich.

Sind im Zuge der Globalisierung Sprachen vom Aussterben bedroht?

Einige Forscher befürchten, dass bis zum Jahre 2100 rund 90 Prozent der derzeit über 6000 Sprachen aussterben werden. Ich sehe es nicht so apokalyptisch, gehe aber davon aus, dass fast die Hälfte verschwindet. Auch das ist alarmierend.

Was ist denn so schlimm daran? 3000 Sprachen müssten doch auch reichen.

Die Sprache ist ein Träger der Identität einer Gemeinschaft. In dem Moment, in dem die Menschen ihre Muttersprache aufgeben, werden sie passiv und nehmen nicht mehr engagiert am gesellschaftlichen Leben teil. Das können wir uns nicht leisten.

Die Jugend verhunzt die Sprache. Das ist auch so ein gängiges Vorurteil.

Die Klagen beziehen sich meistens auf dieses neue Pidgin-Deutsch – arg verkürzte Sätze, gespickt mit türkischen Lehnwörtern. Das Spannende ist, dass viele deutsche Jugendliche auf den Geschmack kommen und mit der Übernahme solcher Ausdrücke die Identität von Pidginsprechern annehmen, also von Zugewanderten. Man kann das aber auch positiv sehen und darin eine vitale Beschäftigung mit Sprache erkennen.

Benutzen nicht gerade junge Menschen die Sprache dazu, sich von den Eltern abzugrenzen?

Die sprachliche Abkapselung der jungen Leute ist eine Strategie ihrer altersbedingten Identitätsfindung. Sie wählen sich einen Sprachgebrauch, der ihnen das Gefühl der Solidarität und Gruppenzugehörigkeit vermittelt, gleichzeitig aber Grenzsignale nach außen setzt.

Zu diesen Strategien gehört eben auch die Verwendung von Denglisch. Sie sprechen lieber schlechtes Englisch als gutes Deutsch. Es wird ja auch immer schwerer, sich von den Eltern zu distanzieren, wenn die herumlaufen, als wären sie selbst noch 20. Da ist doch Sprache ein großartiges Mittel, unter sich zu bleiben.

Von Harald Haarmann ist im Verlag C.H. Beck unter anderem das Buch „Weltgeschichte der Sprache“ erschienen. Lesenswert zum Thema ist auch das Buch „Der Sprachverführer“ von Thomas Steinfeld, das in der bpb Schriftenreihe (Bd. 112) erschienen ist und für 4,50 Euro bestellt werden kann. ←

Wie Twitter, SMS
oder E-Mails unsere
Kommunikation
verändern. Klick auf
fluter.de

The Awful German Language!

Der amerikanische Schriftsteller Mark Twain versuchte in den 1870er Jahren Deutsch zu lernen und wurde fast wahnsinnig dabei. Warum er diese Sprache so hasste, erzählt er am besten selbst (*natürlich auf Englisch*)

Text: Mark Twain, Illustration: Jindrich Novotny

→ I went often to look at the collection of curiosities in Heidelberg Castle, and one day I surprised the keeper of it with my German. I spoke entirely in that language. He was greatly interested; and after I had talked a while he said my German was very rare, possibly a „unique“; and wanted to add it to his museum.

If he had known what it had cost me to acquire my art, he would also have known that it would break any collector to buy it. Harris and I had been hard at work on our German during several weeks at that time, and although we had made good progress, it had been accomplished under great difficulty and annoyance, for three of our teachers had died in the mean time. A person who has not studied German can form no idea of what a perplexing language it is.

Surely there is not another language that is so slipshod and systemless, and so slippery and elusive to the grasp. One is washed about in it, hither and thither, in the most helpless way; and when at last he thinks he has captured a rule which offers firm ground to take a rest on amid the general rage and turmoil of the ten parts of speech, he turns over the page and reads, „Let the pupil make careful note of the following exceptions.“ He runs his eye down and finds that there are more exceptions to the rule than instances of it. So overboard he goes again, to hunt for another Ararat and find another quicksand. Such has been, and continues to be, my experience.

An average sentence, in a German newspaper, is a sublime and impressive curiosity; it occupies a quarter of a column; Ger-



Berlin mochte er besonders gern: Der Schriftsteller Mark Twain (1835 bis 1910) reiste mehrmals nach Europa. Diesen Text veröffentlichte er 1880 in seinem Buch „Bummel durch Europa“

man books are easy enough to read when you hold them before the looking-glass or stand on your head -- so as to reverse the construction -- but I think that to learn to read and understand a German newspaper is a thing which must always remain an impossibility to a foreigner.

My philological studies have satisfied me that a gifted person ought to learn English (barring spelling and pronouncing) in thirty hours, French in thirty days, and German in

thirty years. It seems manifest, then, that the latter tongue ought to be trimmed down and repaired. If it is to remain as it is, it ought to be gently and reverently set aside among the dead languages, for only the dead have time to learn it. ←

Dieser Text wurde von uns gekürzt. In voller Länge könnt ihr ihn zum Beispiel unter www.kombu.de/twain-2.htm lesen. Es lohnt sich

Da fehlen einem die Worte

Ihr lest richtig: Jeder siebte erwachsene Deutsche zwischen 18 und 64 Jahren kann nicht richtig lesen und schreiben. Unterwegs in der Welt der Analphabeten

Text: Fabian Dietrich

→ Früher wäre sie am liebsten weggelaufen vor den Zeichen auf der Straße, vor Schildern, Plakaten und Inschriften, die wie abstrakte Gemälde auf sie wirkten und sich nicht entziffern ließen.

„Ich hatte keine Hilfe“, sagt Ramona Grabow*. „Ich konnte nix.“

Jahrzehntelang lebte sie mit ihrem Geheimnis. In der U-Bahn merkte sie sich die Farben der Stationen und wusste, wo sie war. Im Supermarkt merkte sie sich die Bilder auf den Etiketten und wusste, was sie kaufte. Sie benutzte kein Internet und schrieb keine SMS. Und wenn sie mal einer ansprach und irgendetwas fragte, dachte sie sich eine Ausrede aus. Tut mir leid, ich kann grade nichts erkennen. Habe meine Brille vergessen. Ich bin Touristin. Sie schämte sich. Und kaum einer merkte ihr was an.

Man kann es ja auch nicht sehen. Ramona Grabow, 38 Jahre alt, eine unscheinbare, schüchterne Frau, hat nie richtig lesen und schreiben gelernt. Nur stockend erzählt sie, wie alles kam. Ihre Eltern seien Alkoholiker gewesen und hätten sich nicht wirklich um sie gekümmert. Sie sei geschlagen und missbraucht worden und habe auch in der Schule immer Probleme gehabt. Mit 15 stand sie ohne Abschluss da. Später habe sie in einer Behindertenwerkstatt gearbeitet und dann als Putzfrau. Ramona dachte, sie sei einfach zu dumm zum Lesen. Dümmer als alle anderen. „Es fühlt sich so beschissen an“, sagt sie.

Einer ihrer amtlichen Betreuer riet ihr, zum Arbeitskreis Orientierungs- und Bildungshilfe (AOB) zu gehen. Jetzt fährt sie Woche für Woche aus dem Osten Berlins in den Stadtteil Kreuzberg. Folgt einem weißen Schild mit drei großen Buchstaben in den dritten Hinterhof einer ehemaligen Fabrik, vorbei an einem Fahrradladen, einer Kneipe und einer Buchhandlung. Man achtet hier sehr auf Diskretion.

Sie reimen, sie zählen Silben, sie bauen Sätze

Die Psychotherapeutin Ute Jaehn-Niesert arbeitet seit 30 Jahren mit Menschen wie Ramona Grabow. Sie leitet den AOB, eine kleine, öffentlich geförderte Bildungseinrichtung in Berlin. „Als ich hier 1981 angefangen habe, dachte ich, wir machen uns nach ein paar Jahren selbst überflüssig. Aber die Leute kommen noch immer, und sie sind jünger als früher.“

Gerade bereitet eine Pädagogin den Anfängerkurs vor. Sie hängt ein Plakat mit Wörtern auf, in denen „ei“ vorkommt. Eis. Geil. Freiheit. „Obwohl ... da sind schon zu viele Konsonanten für die meisten drin“, sagt sie. Die Erwachsenen müssen erst einmal lernen, die verbale Sprache und die Schriftsprache zusammenzubringen. Sie machen im Grunde genau das, was kleine Kinder in der Grundschule tun. Sie reimen, sie zählen Silben, sie versuchen Buchstaben richtig zusammenzubauen. Im Computerraum des AOB arbeiten sie mit einer speziellen Internetseite für Analphabeten, auf der etwa 15.000 Menschen pro Woche trainieren (www.ich-will-lernen.de).

Im internationalen Vergleich gilt Deutschland eigentlich als ein vollständig alphabetisiertes Land. Doch seit Forscher der Universität Hamburg 2011 eine Studie zur „Literalität der deutsch sprechenden Bevölkerung“ veröffentlicht haben, weiß man, dass etwa 7,5 Millionen Menschen nicht ausreichend lesen und schreiben können, um am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. In der Fachsprache nennt man sie funktionale Analphabeten. Diese Menschen können zwar einzelne Sätze lesen oder schreiben, nicht jedoch zusammenhängende – auch kürzere – Texte.

Jeder, der zum AOB findet, hat eine andere Geschichte zu erzählen. Die einen waren in der Schule lange krank, kamen dann nicht



Wer soll das denn lesen?
Schon komisch, wenn man die Schrift, die einem täglich
begegnet, nicht entziffern kann

mehr hinterher und brachen irgendwann ab. Die anderen sind früh (und zum Teil auch fälschlich) als Legastheniker diagnostiziert worden und strengten sich dann nicht mehr richtig an. Wieder andere kommen aus Familien, in denen der Analphabetismus über Generationen „weitervererbt“ wurde. Um diesen Kreislauf zu durchbrechen, werden in einem Versuchsprojekt im AOB Eltern gemeinsam mit ihren Kleinkindern beim Lesen gefördert.

Der 29-jährige Bildhauer Jona Wolf* bekommt seit zwei Monaten Unterricht im AOB. „Lä... lä-lääääätzteh ... Seih...teh“, liest er von der Rückseite einer alten fluter-Ausgabe vor. „Die Artikel, die nur aus Text bestehen, sind der Horror für mich.“ In der Grundschule wurde er als Legastheniker eingestuft. Er bekam keine Noten in Deutsch und musste nie laut vorlesen. Er bildete sich ein, dass sein Gehirn einen Fehler hätte und er darum einfach niemals richtig lesen können würde. Auch wenn er offener mit seiner Schwäche umging als Ramona Grabow, hatte er im Alltag manchmal Probleme. Zum Beispiel bekam er Panik, wenn er in einer Galerie ein Kunstwerk für eine Ausstellung verpacken musste, das ein Kurier abholen sollte, und nur noch zehn Minuten Zeit waren, um das Wort „zerbrechlich“ darauf zu schreiben. Als Jona einmal krank im Bett lag, schlug er eine Biografie über Christoph Kolumbus auf. Aus einzelnen Wörtern wurde ein Satz. Aus Sätzen entwickelte sich eine Geschichte. Je weiter er in dem Buch kam, desto leichter fiel ihm auf einmal das Lesen. Was früher eine Arbeit von einem Dreivierteljahr war, gelang ihm plötzlich in anderthalb Wochen: 250 Seiten Text. „Ich war echt beeindruckt von mir“, sagt er. Noch immer macht er Fehler. Er schreibt „Vogel“ manchmal mit „F“, und das Wort „und“ endet bei ihm mit „t“. Aber er wird besser. Und er liest jetzt Bücher über Zivilisationskritik und Kunsttheorie.

Die meisten führen eine Art Doppelleben

Ute Jaehn-Niesert kümmert sich manchmal auch um die psychische Betreuung ihrer Schüler. Auf Wunsch gehen einige von ihnen parallel zum Unterricht zu einer Therapie. Die Verunsicherung, die durch das Problem mit dem Lesen und Schreiben entstehe, greife auf andere Bereiche über, erzählt sie. Viele hätten ein schlechtes Selbstbewusstsein oder hielten sich für dumm. Funktionaler Analphabetismus kostet außerdem viel Kraft. Betroffene bauen sich fast immer irgendeine Art von Doppelleben auf. Sie arbeiten in Berufen, in denen man möglichst wenig mit Schrift zu tun haben muss. Sie erfinden ständig Ausreden, um nicht schreiben zu müssen. Sie stellen sich krank, im Extremfall verletzen sich manche sogar selbst. Ute Jaehn-Niesert erzählt von einer Frau, die ihrem Ehemann seit vielen Jahren verheimlicht, dass sie Analphabetin ist. Jeden Abend tut sie so, als läse sie ihm aus der Fernsehzeitung vor. Weil sie tagsüber immer die Programmvorschauen auf allen Kanälen anschaut und sich merkt, was später läuft.

Es gibt mittlerweile eine anonyme Telefonhotline für Menschen, die nicht richtig lesen und schreiben können. Es gibt Geld für die Forschung. Es gibt die Bildungsministerin, die die Anzahl der funktionalen Analphabeten im Rahmen der Weltalphabetisierungsdekade der Vereinten Nationen zwischen 2003 und 2012 halbieren will. Ute Jaehn-Niesert kann am Ende auch nur hoffen, dass die Betroffenen von selber den Weg zu ihr finden. Man sieht es ihnen ja nicht an.

* Die Namen wurden geändert

Wir müssen mal über Zahlen reden

6.000 bis 8.000 Sprachen gibt es weltweit

Ca. eine Milliarde Menschen sprechen Englisch als Mutter- oder erste Fremdsprache

300.000 bis 500.000 Wörter (Grundformen) umfasst der Wortschatz der deutschen Gegenwartssprache

Mit 36 Buchstaben ist „Kraftfahrzeughaftpflichtversicherung“ das längste Wort im Duden

Mit 35,3 Prozent war laut Bundesverband der Phonographischen Wirtschaft im Jahr 2005 der Anteil deutschsprachiger Musik in den offiziellen Albumcharts bislang am höchsten

14.042.789 nicht in Deutschland lebende Menschen haben im Jahr 2010 Deutsch gelernt

Es gibt über 50.000 chinesische Schriftzeichen

58 Sprachen fließend spricht Ziad Fazah, eines der größten lebenden Sprachgenies

14,5 Prozent der erwerbsfähigen Bevölkerung zwischen 18 und 64 Jahren fielen 2010 in die Kategorie „funktionale Analphabeten“

60,3 Prozent der funktionalen Analphabeten sind Männer

Weitere 13,3 Millionen Erwerbstätige haben Probleme beim Lesen und Schreiben

Quellen: Unesco; Duden; Goethe-Institut; leo - Level One Studie

1 von 3

„Der Sachse is hochgradisch gommunigatief“

Die Kommunikationstrainerin Annekatrin Michler aus Leipzig über ihre Liebe zum Sächsischen und das Wesen der Sachsen

Interview: Barbara Bollwahn, Illustration: Christina Gransow



Wenn es um das Sächsische geht, ist Annekatrin Michler, 50, aus Leipzig genau die Richtige. Die Diplomkulturwissenschaftlerin arbeitet bundesweit als Kommunikationstrainerin und Coach und tritt als Rednerin auf Tagungen und Kongressen auf. Sie ist Mitglied der Lene-Voigt-Gesellschaft zur Pflege der Texte der sächsischen Mundartdichterinnen.

→ Warum ist der sächsische Dialekt so unbeliebt?

Annekatrin Michler: Een Grund: Wenn früher Bundesbürger an dr Grenze warn und in Sächssch begrüßd wurden mid „Machense mal den Gofferraum off“, dann wurde mid ihnen im sächsischen Dialekt der DDR-Machdschdrugdur gommunizierd. Das wurde im Bewusstsein dr alden Länder abgespeicherd. Und schon wird verallgemeinord.

Das allein erklärt die große Ablehnung?

Der Punkt ist: Die Sachsen werden schlechdergeredet, als sie sind. Das Sächssche sollde viel selbstbewussdor geschbrochen werden! Ich denge, der Sachse mid seiner Ard wirkt manchmal befremdlich auf den sich zunehmend disdanzierd gebenden Durchschnittsdeutschen.

Warum?

Der Sachse ist hochgradisch gommunigatief. Er klebt ooch mal an dem andren Menschen dran. Wenn sie än Sachs n dreffen, dann fragd der sie aus un lässt

nicht logger. Fragen wie „How do you do?“ meind der ernsd.

Sie haben an der Universität Leipzig „Sächsisch für Anfänger“ unterrichtet – „Säggsisch fier de innerdeitsche Endwigglung“. Warum sollte man einen so unbeliebten Dialekt lernen?

Dieser Kurs ist een Deaderschdigg, das ich endwiggelt habe. Ich bin ja bundesweid als Coach und Kommunikationsdrainerin unterwegs und habe fesdgeschdellt, dass es zwischen Osd- und Wesddeudschn äschde Gondexdprobleme gibd, das heiße, wir verschdehen uns deilweise nicht, ooch wenn mir die gleischen Worde benutzen. De Studenten solln in ächd ooch nicht Sächsisch lärn.

Ach ja, sondern?

Der Sachse will nicht gobierd werden. Durch de Öffendliche Wahrnehmung ist er verletztbar geworden. Aber er möchde verschdanden und in seiner Mendalidääd akzeptiert werden. Das ist das Ziel des Gurses.

Wurden Sie schon mal nicht für voll genommen wegen Ihres Dialektes?

Ich erlebe eher das Gegendeil. Ich wirke sehr tough und äußerlich vielleicht wie äne Wesdfrau - bis ich dann die Gusche offmache (lacht). Viele begreifen dann, dass Sächsisch ooch unglaublich zard und werdschädzend ist. Weil ich Dialegd schbresche, holen viele Deilnehmer dann ooch ihrn Dialegd raus.

Haben Sie einen Lieblingsausdruck im Sächsischen?

Ich liebe das Wort rammeln. Ich hadde mal mit ä Westanwalt zu dun, der 1993 nach Leipzsch gam. Er hatte ä Ehebaar als Mandandn und die sollden übers Wochenende Underlagen zusammensuchen. Am Montag gamen sie gleinlaud in sein Büro und sagten, sie hädden die Underlagen nicht zusammen, weil sie das ganze Wochenende nur gerammeld hädden. Dr Anwalt war völlig gonsdernierd. Aber für den Sachsen hat rammeln nischd mit Sexualidääd zu tun. Rammeln bedeutet Hektik, rumrennen, rumhetzen, sisch de Birne, den Kopp, rammeln.

Offenbar finden Sie Sächsisch sexy. Ist das so?

Ja. Für mich ist Sächssch sehr weiblich. Eene Frau, die mit ihrem Sächssch schbiel, gann hocherodisch wirken. Es liegd aber an den Bersonen und der Bersönlichgeid und nicht am Dialegd!

Aber jetzt mal ganz ehrlich: Ein Sachse im Bett sollte doch besser die Gusche halten, oder?

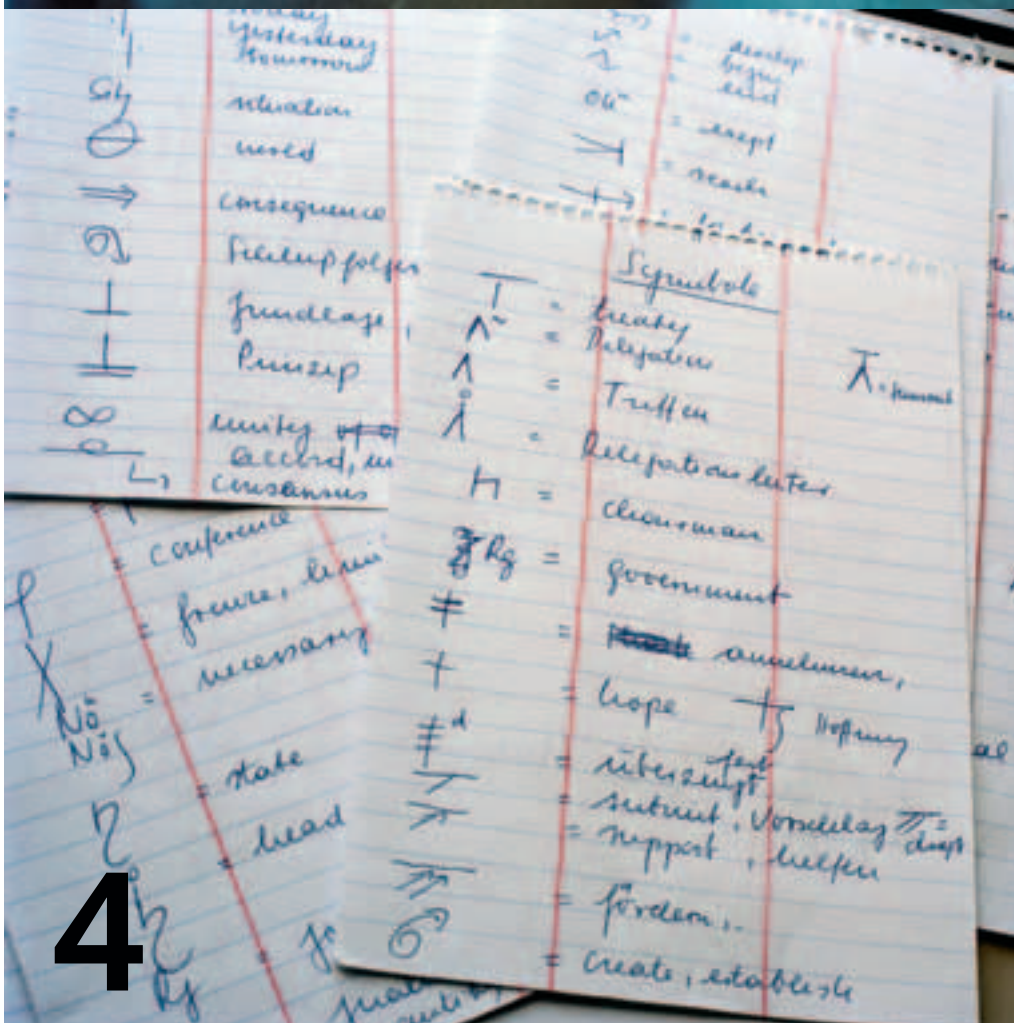
Ja (lacht). Aber da sinn mir wieder beim Dema Bersönlichgeid. Wenn ich mit ä Mann äne rischdisch gude Nacht hadde, dann gann der danach ooch sagen: Es war glasse. Wenn der aber nur bassiv rumgelegen hätte, dann würde ich dän abservieren. Das wäre im Bayrischen aber nicht anders. ←

Lost In Translation

Damit sich die Volksvertreter der 500 Millionen EU-Bürger verständigen können, gibt es in Brüssel und Straßburg eine riesige Übersetzungsmaschinerie: Aus 23 Amtssprachen müssen die Dolmetscher übersetzen – möglichst so, dass keine Missverständnisse entstehen

Text: Daniela Weingärtner, Fotos: laif

1



2



3



6



5

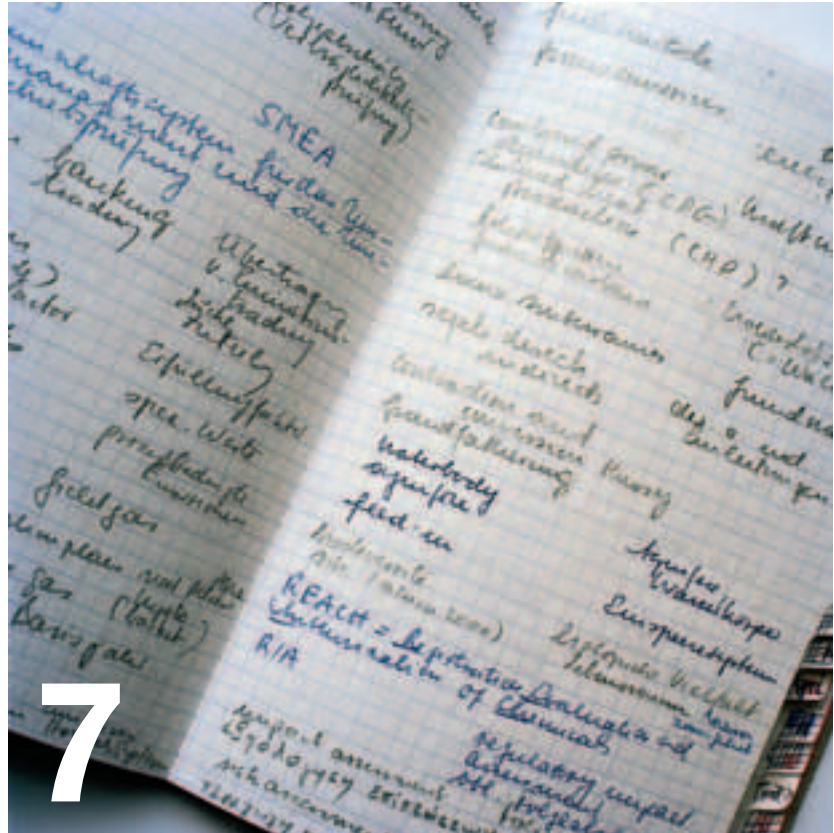


→ Ein sonniger Freitag im Brüsseler Europaviertel. In einem Konferenzzentrum der EU, das mit seiner klobigen Neubaufassade das Straßenbild verschandelt, taucht Katharina Schmid in die klimatisierte, sonnenlose Welt der EU-Meetings ein. Mit dem Fahrstuhl fährt die zierliche 33-Jährige zu ihrem Arbeitsplatz im zweiten Stock. Sechs Glaskabinen sind in die Wände oberhalb des Tagungsraums eingelassen. In einer davon sitzt Katharina Schmid mit zwei Dolmetscherkolleginnen – sie bilden für dieses Treffen das deutsche Team.

27 Mitgliedsländer hat die EU, Dokumente und Reden werden in 23 Sprachen übersetzt, denn jeder Abgeordnete hat das Recht, sich in seiner Muttersprache zu verständigen: Bulgarisch, Dänisch, Deutsch, Englisch, Estnisch, Finnisch, Französisch, Griechisch, Irisch-Gälisch, Italienisch, Lettisch, Litauisch, Maltesisch, Niederländisch, Polnisch, Portugiesisch, Rumänisch, Schwedisch, Slowakisch, Slowenisch, Spanisch, Tschechisch und Ungarisch. Zum Vergleich: Die Nato beschränkt sich auf die Übersetzung in zwei Amtssprachen, die Uno in New York mit ihren über 190 Mitgliedsstaaten auf sechs. Über eine Milliarde Euro kostet es pro Jahr, damit sich die Abgeordneten in Brüssel und am Haupttagungsort in Straßburg verstehen. Insgesamt gibt es 506 mögliche Kombinationen der Sprachen.

Er hörte immer nur „Profit“ – dabei ging es um den „Propheten“

Simultandolmetscher müssen sich in komplizierte Sachverhalte einarbeiten können, brauchen Einfühlungsvermögen, Menschenkenntnis und gute Nerven. Laut Weltgesundheitsorganisation gehört Dolmetscher zu den stressigsten Berufen überhaupt – gleich nach Jetpilot und Fluglotse. Katharina hat sich den schmalen, schwarzen Kopfhörer so aufs blonde Haar gesetzt, dass ein Ohr frei bleibt. So kann sie gleichzeitig die Stimme des Redners und ihre eigene hören – das ist ungefähr so, als würde man bei einer starken Rückkopplung unbeirrt weiter in sein Handy sprechen. Während die Dolmetscherin auf Deutsch formuliert, muss sie gleichzeitig dem Redefluss weiter folgen – die Zeitverzögerung beträgt nur wenige Sekunden.



Hörfehler und Missverständnisse sind der Albtraum jedes Berufsanfängers. Die meisten sammeln im Lauf der Jahre einen ganzen Schatz an Horrorgeschichten. Ferenc Robinek aus der ungarischen Kabine erzählt, wie sein Kollege einmal ganz kurz auf die Toilette musste. Als er zurückkam, wurde in der Sitzung viel von „Profit“ gesprochen, was aber weder zum Tagungsthema noch in den Gedankenfluss des französischen Redners hineinpasste. Dennoch übersetzte der Ungar weiter tapfer und sprach über „die Würde des Profits“ und „die Bedeutung des Profits für den Islam“. Erst hinterher wurde ihm klar, dass die ganze Zeit von Mohammed die Rede war – auf Französisch „le prophète“ und nicht „le profit“. Genauso unangenehm dürfte es werden, wenn Staatsmänner loschimpfen – wie etwa der italienische Ministerpräsident Silvio Berlusconi, der einen deutschen Europaabgeordneten mit einem SS-Schergen verglich. In solchen Fällen gibt es in den Dolmetscherkabinen Schweißausbrüche.

Auf der Tischplatte in Katharina Schmidts Kabine liegen Gesetzentwürfe in mehreren

1 Tell me the way: Die Dolmetscher auf dem Weg zu ihren Kabinenplätzen im EU-Parlament in Straßburg

2 Viel Vorbereitung: 506 mögliche Kombinationen der Amtssprachen gibt es

3 Großer Auftritt auch für kleine Sprachen: die Dolmetscherin in der litauischen Kabine

4 und 7 Wichtige Papiere: Auf Zetteln notieren die Dolmetscher Vokabeln und Aussprachehilfen

5 Jetzt bloß nicht husten: Wenn die rote Lampe brennt, sind die Dolmetscher auf Sendung

6 Lasst uns nicht hängen: Die Politiker sind mittlerweile daran gewöhnt, jederzeit ihre Muttersprache hören zu können

Sprachen, außerdem hat jede Dolmetscherin einen kleinen Computer vor sich stehen, um im Internet unbekannte Begriffe nachschlagen zu können, die aus allen möglichen Bereichen stammen können – von Tierschutz über das Gesundheitswesen bis zur Landwirtschaft. Heute treffen sich unterhalb von Katharinas Kabine Bildungsfachleute aus allen 27 Mitgliedsstaaten, um über Mindeststandards für die Ausbildung von Ärzten und Zahnärzten zu reden. Bei den technischen Fachbegriffen und Abkürzungen, die auf Griechisch, Portugiesisch oder Slowakisch durch den Raum schwirren, kann auch ein geübter Dolmetscher

Bei den Dolmetschern fehlt der Nachwuchs

schnell ins Stolpern geraten. Auf dem Kabinenplan, den jeder der 18 heute anwesenden Dolmetscher vor Sitzungsbeginn bekommen hat, kann Schmid die Sprachverteilung sehen. Sie selbst überträgt aus dem Englischen, Französischen und Portugiesischen ins Deutsche. Derzeit lernt sie noch Italienisch als vierte Sprache dazu. Doch schon jetzt ist ihr Mix für die Bedürfnisse der Europäischen Institutionen, die die weltweit größten Dolmetscher- und Übersetzerdienste betreiben, ziemlich ideal, denn häufig wird in der EU-Kommission und im Rat der Regierungen nur auf Deutsch, Englisch und Französisch verhandelt. Portugiesisch wird eher selten genutzt – damit füllt Katharina Schmid, die 2004 an der Kölner FH ein Dolmetscherdiplom gemacht hat, zusätzlich eine Marktlücke.

Die portugiesische Expertin, die unten im Saal das Wort ergreift, kann also in ihrer Muttersprache reden, anstatt sich mit dem komplizierten Fachvokabular auf Französisch oder Englisch abzuquälen. Allerdings gibt es heute niemanden, der aus dem Portugiesischen ins Slowakische übersetzen kann – doch einer der drei anwesenden slowakischen Dolmetscher versteht Deutsch. So holt er sich per Knopfdruck Katharina Schmidts Stimme auf den Kopfhörer, um dann aus dem Deutschen ins Slowakische weiter zu übertragen. So eine Dolmetscherschleife nennt man „Relais-Übersetzung“.

„Wenn bei einer Sitzung alle 23 EU-Sprachen angeboten werden, dann wird es schwierig, den Kabinenplan zu lesen“, sagt

Katharina Schmid. Das Konferenzzentrum, in dem sie heute arbeitet, wurde Ende der siebziger Jahre gebaut, daher kann das nicht passieren. Damals gehörten der Europäischen Gemeinschaft nur neun Ländern an, weshalb man in die Sitzungssäle maximal neun Dolmetscherkabinen baute – eine Erweiterung auf 27 Mitgliedsstaaten konnte sich damals schlichtweg niemand vorstellen. Bis in die sechziger Jahre hinein war zudem „konsekutiv“ gedolmetscht worden – nach jedem Abschnitt machte der Redner eine Pause und ließ den Dolmetscher zu Wort kommen, was einen doppelten Zeitaufwand bedeutete. Doch inzwischen haben sich die EU-Politiker längst an den Luxus gewöhnt, im Sitzungssaal zu den Kopfhörern zu greifen und ihre Muttersprache zu hören.

„Damit die Kosten nicht explodieren, haben wir 2004 das ‚Demand and pay‘-System eingeführt“, erklärt Ian Andersen von der Generaldirektion Dolmetschen, dem für das Dolmetschen und die Organisation von Konferenzen zuständigen Dienst der Europäischen Kommission. Seither bietet seine Abteilung nur noch die wichtigsten Sitzungen in allen 23 Sprachen an. Wer zusätzlichen Sitzungen in seiner Muttersprache folgen möchte, muss bezahlen. Bei vielen Ländern ging die Nachfrage daraufhin spürbar zurück, sie schauten genau, bei welchen Sitzungen sie sparen konnten. „Allmählich steigt die Nachfrage aber wieder, weil die Regierungen gemerkt haben, dass es billiger sein kann, in Dolmetscher zu investieren, als seine politische Botschaft nicht präzise rüberzubringen“, sagt Andersen.

Beim Europaparlament in Straßburg mit rund 750 Abgeordneten hat sich die Nachfrage nach Dolmetschern durch die letzte Erweiterungsrunde fast verdoppelt. „Wir können uns nicht wie die EU-Kommission und der Rat der Regierungen am Bedarf jeder einzelnen Sitzung orientieren“, erklärt Olga Cosmidou, die den Dolmetscherdienst des Europäischen Parlaments leitet. „Jeder europäische Bürger hat ein Anrecht darauf, jede beliebige Sitzung per Webstream in seiner Muttersprache verfolgen zu können. Deshalb werden neunzig Prozent unserer Treffen in mehrere EU-Sprachen übertragen – das bedeutet 110.000 Dolmetschertage pro Jahr.“

Der am 1. Dezember 2009 in Kraft getretene Lissabonvertrag hat den Überset-

zern und Dolmetschern noch einmal mehr Arbeit beschert, denn seither ist das EU-Parlament in Straßburg bei fast allen EU-Gesetzesvorhaben mit dem Ministerrat gleichberechtigter Mitgesetzgeber. Übersetzungen müssen fristgerecht vorliegen, Verhandlungsführer bekommen ihren persönlichen Dolmetscher zur Seite gestellt. „Der Ratsvertreter ist vielleicht aus Ungarn und spricht außerdem Englisch“, so Cosmidou, „unser Verhandlungsführer ist Italiener und kann sich auch auf Französisch verständigen – wie sollen die beiden ohne Dolmetscher miteinander reden?“

Während Ian Andersen sein Bezahlssystem am Standort Brüssel als „smart solution“ preist und fest überzeugt ist, dass auch das EU-Parlament in Straßburg und Brüssel mit weniger Übersetzungsaufwand auskommen könnte, eint beide eine Sorge: Der Nachwuchs fehlt. Auf der Facebookseite Interpreting-for-Europe wirbt die EU daher für einen abwechslungsreichen, kreativen, gut bezahlten Beruf, der mit vielen Reisen verbunden ist. Nach der letzten Erweiterungsrunde waren es vor allem die kleinen Sprachen, für die qualifizierte Dolmetscher fehlten. In den baltischen Staaten wurden zum Beispiel unter der russischen Besatzung jahrzehntelang die Landessprachen systematisch verdrängt. Von der Insel Malta mit ihren gut 400.000 Einwohnern sind bis heute nicht genug Dolmetscher nach Brüssel gekommen.

Doch man muss keine „exotischen“ Sprachen wie Lettisch, Maltesisch oder Irisch-Gälisch beherrschen, um in Straßburg und Brüssel gute Aussichten auf einen Job zu haben. Das Durchschnittsalter in den deutschen Sprachkabinen liegt bei 50 Jahren, viele der Dolmetscher gehen demnächst in Rente. „In welchem anderen Job ist man dabei, wenn Geschichte geschrieben wird?“, fragt Cosmidou. Und Susanne Altenberg, Chefin der deutschen Sprachabteilung, ergänzt: „Ich lese gerade Tony Blairs Memoiren. Als er im Europaparlament seine berühmte Rede hielt, war ich seine deutsche Stimme.“

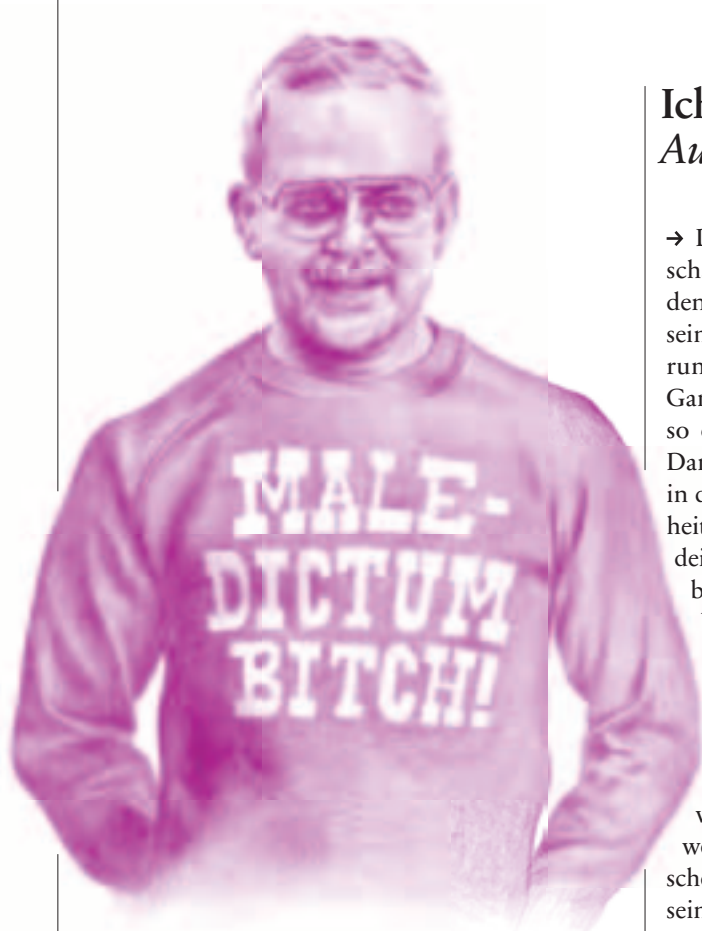
Unsere Autorin Daniela Weingärtner hat in der Schule auch Latein gelernt, was man in Brüssel nicht wirklich brauchen kann. 1999 hatte sie allerdings ihre große Stunde: Als die Finnen erstmalig den Rat der Regierungen leiteten, publizierten sie ihre Webseite auf Latein. ←

Weltweit Goethe

Wir Deutsche haben's gut. Wenn man mal im Ausland ein bisschen fremdelt und sich neben Vollkornbrot, einem schönen Landregen und der Fußballbundesliga ein paar heimatliche Klänge wünscht, gibt es garantiert ein Goethe-Institut in der Nähe: In 92 Ländern auf der Welt unterhält der gemeinnützige Verein im Auftrag des Staates insgesamt 136 Zweigstellen, die sich der Förderung der deutschen Sprache im Ausland, der Verbreitung eines aktuellen Deutschlandbilds und dem Austausch der Kulturen widmen. In Deutschland gibt es ebenfalls viele Ableger, die den hier lebenden Ausländern die Sprache nahebringen. In den vergangenen Jahren hat sich der Verein verstärkt in Afrika engagiert. Dieses Jahr liegt ein Schwerpunkt auf Indien. Dort sind die Niederlassungen aber nicht nur nach Johann Wolfgang von Goethe benannt, sondern auch nach Max Müller Bhavan – einem deutschen Indologen.



Das ist ja interessant: ein Inder
im Goethe-Institut in Delhi



Was andere zur Weißglut treibt,
macht ihn glücklich:
Schimpfwortsammler Reinhold Aman

Ich furz dir in den Bart *Auch ein schöner Beruf: Schimpfwortforscher*

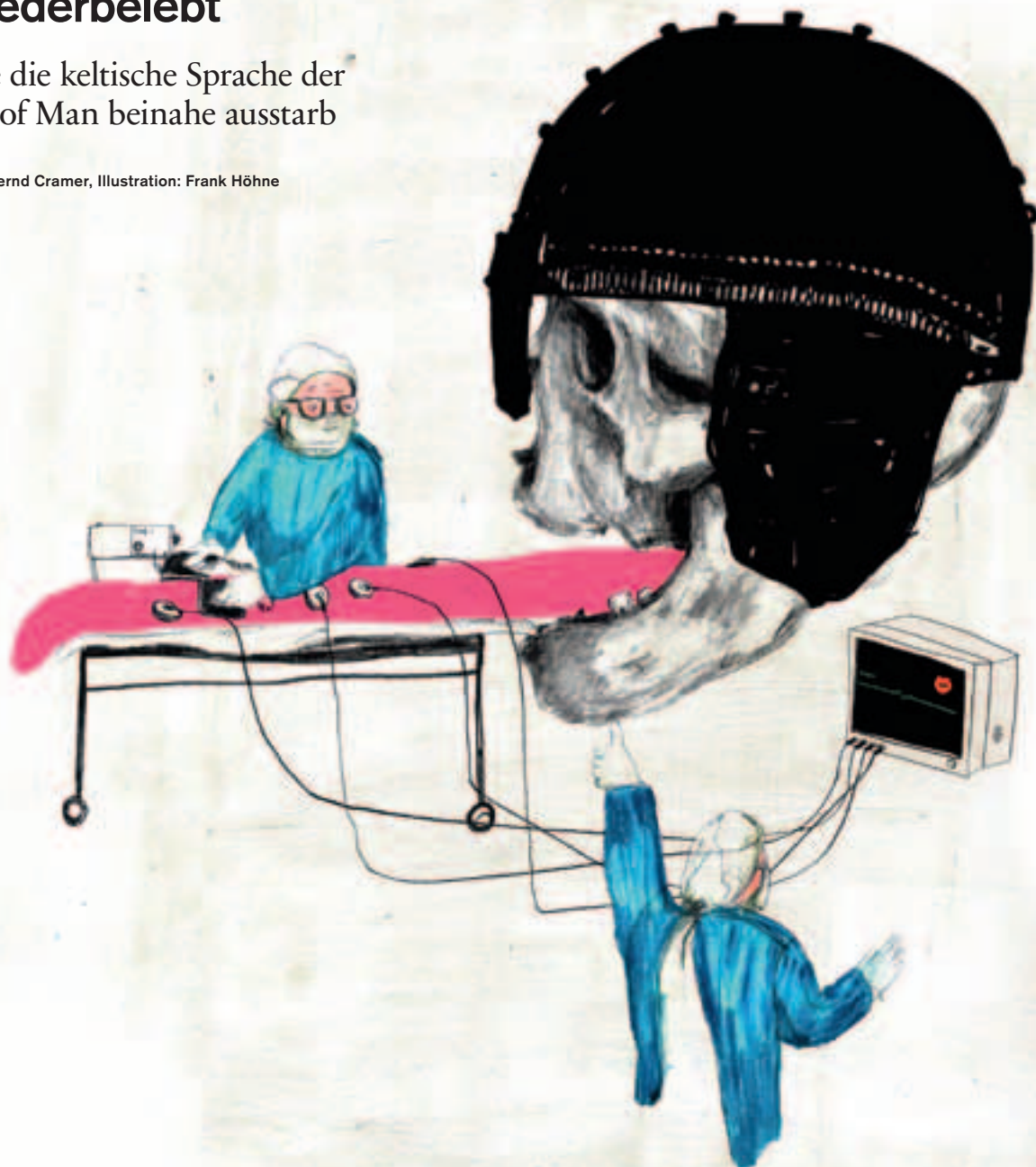
→ Die Karriere des Sprachwissenschaftlers Reinhold Aman begann denkbar harmlos. 1968 schrieb er seine Dissertation noch darüber, warum im „Parzival“ ein Ritter als Gans bezeichnet wird, obwohl man so doch heute nur Frauen nennt. Dann entschied er sich dazu, tiefer in der verbalen Kloake der Menschheit zu wühlen. „Die Brustmilch deiner Mutter war Kamelpisse“ (arabische Länder), „Ich furze deinem Vater in den Bart“ (Iran) – Aman hat nach eigenen Angaben bis heute Beleidigungen und Flüche aus 220 Sprachen und Mundarten zusammengetragen. Und noch immer ist er fasziniert davon, wie kreativ Menschen sind, wenn es darum geht, anderen Menschen mit Worten weh zu tun. Mit seiner Arbeit begründete Aman eine eigene Forschungsrichtung, die „Malediktologie“ oder das Studium der Schimpfworte. In seiner (mittlerwei-

le eingestellten) Zeitschrift „Maledicta“ veröffentlichte er unter anderem Aufsätze über römische Graffiti, katalanische Gotteslästerungen und kanadische Schwulenwitze. „Beleidigungen sind ehrlicher als Kose- oder Lobesworte, weil sie aus dem tiefsten Hirn und aus der tiefsten Seele kommen“, findet er. Außerdem ließen sie Rückschlüsse auf verschiedene Kulturen und ihre jeweiligen Tabus zu. In Papua-Neuguinea werde zum Beispiel vergleichsweise wenig und höflich geflucht, im Judentum gebe es dagegen einen reichhaltigen Wortschatz. Die Ungarn und Rumänen seien laut Aman mit Abstand die Gemeinsten. Und der fieseste Spruch in seiner Sammlung? „Hör auf, mich ins Gesicht zu schlagen mit deinem Schwanz, der voller Scheiße ist, weil du gerade Jesus gefickt hast.“ So ein Satz geht selbst Schimpfwortexperte Aman nur ganz schwer über die Lippen.

Wiederbelebt

Wie die keltische Sprache der Isle of Man beinahe ausstarb

Text: Bernd Cramer, Illustration: Frank Höhne



→ Ned Maddrell war der Letzte, der Manx von klein auf gelernt hatte. Manx ist die traditionelle keltische Sprache der britischen Kronkolonie Isle of Man im Irischen Meer. Sie ist dem Irischen ähnlich, und wenn der alte Fischer Maddrell sie sprach, klang es windig und kratzig und geheimnisvoll. Als Maddrell am 27. Dezember 1974 starb, starb mit ihm auch eine Jahrhunderte alte Sprache.

Sprachen sind bedrohte Wesen. Die Unesco schätzt, dass knapp die Hälfte der heute gesprochenen Sprachen bald aussterben könnten. Manchmal überlebt eine Sprache in Kirchengemäuern, wie das Lateinische, manchmal kann man sie nach Jahrhunderten wiedererwecken, wie das Hebräische. Meistens aber verschwinden sie für immer, vor allem, wenn sie kein Schrifttum hinterlassen. Allein in den vergangenen sechs Jahrzehnten ist die Welt um rund 230 Sprachen ärmer geworden.

Auch Manx drohte dieses Schicksal. Im 19. Jahrhundert hörte erst die Kirche auf, ihre Messen in Manx zu lesen, dann setzte sich Englisch

als Unterrichtssprache an den Schulen durch. Manx verlor rapide an Ansehen: Eltern brachten es ihren Kindern nicht mehr bei, die Sprache galt als provinziell, ungebildet. Zur Jahrhundertwende beherrschten weniger als zehn Prozent der Einwohner Manx.

Sprachenthusiasten bemerkten rechtzeitig, dass der Klang ihrer Insel unwiderruflich zu verschwinden drohte. 1899 gründeten sie eine Gesellschaft zur Rettung der Sprache, ab Mitte des 20. Jahrhunderts reisten Wissenschaftler mit Aufnahmegeräten zu den letzten Muttersprachlern und Sprachkundigen in die Dörfer. Einer davon war Maddrell, der Legenden und Märchen ins Mikrofon sprach. Nach seinem Tod halfen diese Aufnahmen, die alte Sprache wiederzubeleben. Mittlerweile gibt es Manx-Kindergärten und seit einigen Jahren Manx-Kurse an den Schulen. Bei der Volkszählung 1991 gaben 634 Einwohner an, Manx zu sprechen. Zehn Jahre später waren es 1689 der rund 75.000 Inselbewohner. Das ist wenig und doch ein großer Erfolg. ←



Französische Popstars haben's gut. Im Radio gibt es eine Quote, nach der 40 Prozent der Musik französisch sein muss. Hier posieren Fans mit Covern (mehr davon auf www.sleeveface.com)

Der Überwachungsstaat

Mon dieu! Kein Land schützt seine Sprache so sehr wie Frankreich. Jedes englische Wort wird sofort übersetzt, über jeden Grammatikfehler die Nase gerümpft. Über das Für und Wider der reinen Lehre

Text: Nils Minkmar

→ Immer wenn die französischen Nerven flattern, erzählt jemand die Geschichte von Asterix. Dann wird ganz Frankreich zum bedrohten Dorf, drumherum eine ganze Welt mit einer ganz anderen, aggressiven Kultur, die nur davon träumt, sich auch den kleinen Rest einzuverleiben. Das sind heute nicht mehr die Römer – obwohl vor einigen Jahren, als Silvio Berlusconi im großen Stil französische Sender kaufen wollte, auch die noch als feindliche Großmacht dargestellt wurden. Das war auch nie, wie in der westdeutschen Provinz meiner Jugend „der Russe“, nein: Die Bedrohung ist amerikanisch und hat zwei Köpfe, die zugleich das französische Essen und die französische Sprache bedrohen.

Im letzten Jahr war es der umstrittene Autor Eric Zémour, der in seiner „Mélancolie Française“ das Bild eines von der Globalisierungskultur belagerten Landes zeichnete und prompt einen Verkaufserfolg landete. In Interviews beklagte er einen umfassenden und kaum aufzuhaltenen Verfall der sprachlichen Kompetenz, der alle Schichten erfasst habe. Nicht nur würden Wissenschaftler, Journalisten und Spitzenpolitiker ins Englische abwandern,

gerade auch die sogenannten einfachen Franzosen würden von den Privatsendern mit anglophonem Sprachmüll verwirrt, sodass bald kaum noch jemand anständig französisch sprechen werde. Zémour schießt bei solchen Themen gern mal über das Ziel hinaus, redet sich in Rage und nutzt dann seine schöne Sprache, um schlecht zu reden – vor allem über Araber und Afrikaner. Ihm stehen harte Zeiten bevor, denn es leben nun deutlich mehr französisch sprechende Menschen außerhalb als innerhalb Frankreichs: 220 Millionen Menschen sind, nach einer recht umfangreichen Untersuchung aus dem vergangenen Jahr, frankophon, doch es gibt nur 65 Millionen Franzosen. Zentrum der Frankophonie ist demnach Afrika, wo Monsieur Zémour zufolge vorwiegend Drogendealer herkommen.

Die Tirade über das untergehende Französisch ist so alt wie Frankreich selbst. Dabei wird nirgends so viel getan, die eigene Sprache zu hegen und zu pflegen. Das Französische ist nicht bloß die Basis der staatlichen Einheit, es übertrifft den Staat an identitätsstiftender Wirkung und Beliebtheit. Franzosen sind notorisch anarchistisch gesinnt. Die Republik und ihre Institutionen werden gerne in Anspruch genommen, aber noch lieber kritisiert und durchaus auch in bürgerlichen Kreisen durch kleine Tricks hintergangen. Mit der Sprache ist das anders, die erst macht den haarlosen Zweibeiner zum Menschen: Für die meisten Franzosen ist kaum eine größere Peinlichkeit vorstellbar, als öffentlich eines Grammatikfehlers überführt zu werden. Und als vor einiger Zeit die linksanarchistischen Theoretiker des „Kommenden Aufstands“ ihr Manifest veröffentlichten, galt ihre größte Sorgfalt dem sprachlichen Ausdruck. Es ist in einem radikal modernen, an den Texten Michel Houellebecqs geschulten Französisch verfasst.

Das Französische wird durch eine ganze Reihe von Institutionen überwacht und geschützt, von denen die „Académie française“ nur die bekannteste ist. Einflussreicher ist vielleicht die Sprachabteilung im Kulturministerium, in der 28 Experten, die

meisten davon Universitätsprofessoren, über aktuelle und strittige Fragen der Orthografie befinden sowie Schulbücher und Prüfungsergebnisse auswerten. Es ist so etwas wie eine permanent tagende Rechtschreibreformkommission. Daneben gibt es die Organisation für die Pflege der Frankophonie, ein internationales Gremium, das sich auch gerne mit der Rückübersetzung englischer Begriffe befasst, was der gute Franzose also statt buzz sagen könnte – „ramdam“ zum Beispiel, darauf kam eine Gruppe Jugendlicher mit Migrationshintergrund, die für ihre Idee ausgezeichnet wurden: Damit entstand eine lautmalersche Beschreibung des nächtlichen Schwätzens während des Ramadans, wenn alle draußen sitzen und essen. Schon in früheren Jahren wurde aus dem Computer, der in allen möglichen Sprachen seinen Dienst versieht, der „ordinateur“ und aus der SMS „le texto“, aus der E-Mail „le courriel“.

Das Spielen mit der Sprache ist ein zentraler Bestandteil der französischen Jugendkultur, der auch von etablierten Intellektuellen mit Interesse verfolgt wird. Es gehört einfach dazu, als Franzose auch neue Sprachmoden zu kennen. In einem seiner späten Interviews gab sich der ehemalige Staats-

Der angesehenste Beruf ist der des Literaten

präsident François Mitterrand als versierter Kenner aktueller Jugendsprache – da wusste die staunende Öffentlichkeit freilich noch nicht, dass er zu Hause eine junge, außerhalb der Ehe geborene Tochter hatte, die so sprach. Heute ist diese Tochter, Mazarine Pingeot, natürlich Schriftstellerin von Beruf, denn kaum eine Karriere erfüllt eine französische Familie mit so viel Stolz wie die literarische.

Der zentrale, fast neurotische Stellenwert der Sprache rührt natürlich von einem Minderwertigkeitskomplex her: Zwar ist Frankreich schon eine ganze Weile länger vereint als Deutschland, etwa seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, aber diese Vereinigung ist auch nur oberflächlich. In

Wahrheit spielt sich das französische Leben, auch das Gedächtnis der Familien, zum großen Teil in der eigenen Provinz, im „pays“ ab, mit seinen lokalen Dialekten, Spezialausdrücken und landwirtschaftlichen Fachbegriffen. Die wesentliche Arbeit eines Lehrers in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bestand darin, den Kindern Französisch beizubringen, wobei er sich einer Klasse von anderssprachigen Schülern gegenüber sah, fast wie in einer Banlieue – also einer Vorstadtsiedlung – heute. Die Kleinen sprachen zu Hause alle eine Sprache, die damals als unkultiviert und bäuerisch verächtlich gemacht wurde – zum Beispiel Bretonisch oder Okzitanisch – und von manchen heute durchaus gepflegt wird.

Das Nebeneinander einer regionalen und familiären Identität und einer schulischen und professionellen findet sich, leicht abgeschwächt, heute noch. In Wahr-

heit sind Sprachtests in Frankreich auch deswegen so angstbesetzt, weil sie die geheime andere Identität zu lüften drohen und aufzeigen, dass der wichtige Mann aus Paris eigentlich auch mal als Provinztrottel angefangen hat.

Der Stolz auf die regionale Herkunft und Identität ist für eine nationale Karriere eher hinderlich und bleibt Politikern in der zweiten Reihe oder Außenseitern vorbehalten.

Dabei führen der Sprachwahnsinn und die Neurosen à la Zémour dazu, dass gerade in den Provinzen der Sinn für lokale Sprachen wächst. Immer wieder gibt es auch zaghafte Versuche, andere Sprachen als das Französische in Frankreich durch staatliche Programme zu pflegen, aber es ist ein politisch heikles Thema. Dabei ist gerade einer der Säulenheiligen aller Liebhaber der französischen Literatur und Gedankenwelt, der Philosoph Michel de Montaigne (1533 bis 1592), ein Beispiel für die Schönheit der sprachlichen Mannigfaltigkeit. In seiner näheren Umgebung wurde nur Okzitanisch gesprochen, von den Landarbeitern und den am väterlichen Hof beschäftigten Frauen. Seine erste Sprache war aber weder Okzitanisch noch Französisch, sondern Latein, das seine Eltern mit ihm sprachen und sein erster Hauslehrer. Selbst die Dorfbewohner, schreibt Montaigne in manchen Texten, konnten mit der Zeit ein wenig Latein und sprachen es mit den Kindern. Montaigne kannte auch noch keine Orthografie, sondern schrieb, wie er sprach. Die Einflüsse fremder Sprachen, insbesondere des Griechischen und des Lateinischen, sind in den „Essais“ unverkennbar und tun dem Werk gut. Insofern ist Sprachreinheit unter Berufung auf Montaigne nicht zu haben, die Faszination am Spiel mit der Sprache hingegen schon.

Wer beispielsweise als Deutscher in Paris wirklich beeindruckt werden will, sollte sich daher ruhig zu Fehlern und einem Akzent bekennen. Erstens merkt man es im Französischen immer, noch die kleinste Abweichung, zweitens gibt es den französischen Komplex, keine Fremdsprachen, insbesondere kein Deutsch, zu können. Dabei gilt das auch in Frankreich als die Sprache der wirklichen Denker. Oft reicht es, fehlerfrei die Namen Thomas Bernhard oder Georg Friedrich Wilhelm Hegel aussprechen zu können, um als Gelehrter zu gelten.

Umso beeindruckender ist es, wenn ein Deutscher sich mit dem Französischen ab-



Nicht immer dieselbe Platte:
Beim Mitsingen französischer
Chansons kann man
gut die Sprache lernen

Beschütze miesch!

Um Französisch gegenüber den Regionalsprachen durchzusetzen, wurde es um 1880 als einzige Schulsprache festgelegt. Noch 1925 sprach der damalige Bildungsminister Anatole de Monzie davon, dass das Bretonische „für die sprachliche Einheit Frankreichs verschwinden müsse“. Anfang der siebziger Jahre erklärte Staatspräsident Pompidou, dass es in einem Frankreich, das Europa prägen wolle, keinen Platz für Regionalsprachen gebe. Seit 1994 verbietet das „Gesetz über den Gebrauch der französischen Sprache“ englische Werbesprüche ohne eine französische Übersetzung. Ein anderes Gesetz aus dem Jahr 2000 regelt, dass im Radio mindestens 40 Prozent der Lieder französischsprachig sein müssen.

kämpft. Und als publizistisches Symbol für einen souveränen Umgang mit Sprache sei dem Parisbesucher der Erwerb der „Canard Enchaîné“ (übersetzt: die angekettete Ente) empfohlen, einer wöchentlichen satirischen Zeitung, die selten von Ausländern, aber immer von Insidern gelesen wird. In diesem Enthüllungsblatt, das ohne eine einzige Anzeige auskommt, wird ein respektloser und betont frecher Umgang mit dem Hochfranzösischen gepflegt. Jeder Politiker kriegt einen, möglichst drastischen Spitznamen verpasst, jeder krasse umgangssprachliche Ausdruck findet Verwendung. Es reicht, das Blatt gut sichtbar aus einer Tasche herausragen zu lassen, schon wird man deutlich besser behandelt.

Denn das gilt in Paris als die allerhöchste Form der Beherrschung der französischen Sprache: sich um Korrektheit gar nicht mehr zu scheren. ←

2 von 3

„Giff müi müine Sproke truijje!“

Ist das nicht ein bisschen platt? Und ob! Die nieder- oder plattdeutsche Sprache wird vor allem im Norden Deutschlands gesprochen und ist erst mal nur schwer zu verstehen. Wenn man sich aber Mühe gibt, macht das Entziffern richtig Spaß. Ein nicht übersetztes Interview

Interview: Oliver Gehrs, Illustration: Christina Gransow



→ Werner Zahn, 62, ist Lehrer und wohnt im lippischen Detmold. In der dortigen „Landeszeitung“ gibt es sogar eine regelmäßige Kolumne auf Platt. Zahn selbst sorgt für die Verbreitung der Sprache im Internet. Unter www.plattdeutsche-ecke.de finden sich viele Lieder und Gedichte.

fluter: Hallo Herr Zahn, wir dachten schon, das Plattdeutsch wäre ausgestorben. Wird es in Lippe noch gesprochen?

Werner Zahn: Utstärwet* es et nau nich, öwer kürt wärt es büi us auk nich mahr.

Sprechen es nur noch die Alten, oder hat es auch unter Jüngeren Freunde?

Et sin auk keum nau aule Luie, de platt kürn, öwer et giff nau velle Vereune in Lippsken, de kümmert sick ümme de aule Sproke, sitt't teohaupe* un kürt und schrüibet. Doteo hort auk junge Minsken, awer de wärt jümmer knapper. Männigmol kürt hür in'n Lippsken auk de Pasteor innne Kärken plattduitsk, öwer blauß an besonneren Dagen eoder Fästen, un dat auk nich in ollen Kärken.

Warum sprechen Sie es denn? Gehören Sie noch zu der Generation?

Eck bin niu tweuunsesstig Johr, kür awer kium Platt, auk blauß seon bettken, wenn eck mol öllere Luie drepe. Muine Grautöllern, de hät Platt blauß unner-nanner kürt, awer auk nich, wenn annere Luie dabüi wörn, dann wart auk oll Hauchduitsk kürt.

Warum heißt das überhaupt platt?

Dat Weort „platt“ beduit wall „flach oder niedrig“. Valichte meunt dat, dat die höchteren Luie Hochdeutsch kürn un dat niedere Volk juste Plattdeutsch.

Ist das ein Dialekt oder eine eigene Sprache?

Platt was eujentlich iümmer eun Dialekt in eunen Dialektkontinuum wesen un eck meune, dat es auk vandage nau seo, auk wenn eunige plüitske Minsken doöber strüien.

Wo wurde Platt überall gesprochen?

Platt was de Sproke van'n Volke, vörneweg was Platt hür in Lippe up'n Lanne kürt.

In unseren Ohren klingt es ein bisschen wie Niederländisch. Woher kommt denn das Platt?

Unner Plattdiusk verstoat man de Sproken, wekke de tweute Lüttverschiubunge nich metmaket hadde. Doteo hort auk Holland. Awer Niederländisch es eune eugene Sproke, wekke nich teo de niederduitsken Sproke hort. Minsken, wekke Platt kürn, verstaot de niederlandske Sproke bätter os de Minsken, wekke blauß Hochduitsk kürn.

Wie viele Menschen, die Platt reden, gibt es noch in Deutschland?

Ganß genau weut eck dat nich, eck leos mol, dat in Duitskland eun bet vöre Million Minske Platt os Moddersproke kürt, ungefohr achte Million spreken Platt, un dertig Million vastoht Platt.

Gibt es Bestrebungen, das Platt wieder mehr zu fördern?

Jo, dat giff et. Im Johr 1992 wort de „Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen“ beschlotten, dösse Sproken föddert wärt, in'n Scheolen, in'ne Kultur, in'n Medien un seo foider.

Schimpfen Sie mal auf Platt!

Dunneralittchen neo mol, verdammt un teonaijjet, giff müi müine Sproke truijje*! ←

*Lutstärwet = ausgestorben

*teohaupe = zusammen

*truijje = zurück

Wie die
Dialekte klingen,
hörst du auf
fluter.de

Training
Start
Super
HOCKEY

Ab dem 19. Jahrhundert wurden viele Wörter aus dem Englischen übernommen, vor allem aus dem Sport und dem gesellschaftlichen Leben

AUS DEM ENGLISCHEN

fair
flirten
Gentleman
Match
Cut
Dandy
Pullover
Courage
Route
Piste
Papa
Tante
Balkon
Attacke
brillant
drollig
Kiosk
Etagé
Limonade
Journalist
chic
Nische
Garderobe
Ruine
DEBÜT
Sadismus
Fassade
Illusion



Snob

Route



Piste

Papa

Tante

Balkon

Attacke

brillant

drollig

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische

Garderobe

Ruine

DEBÜT

Sadismus

Fassade

Illusion

Kiosk

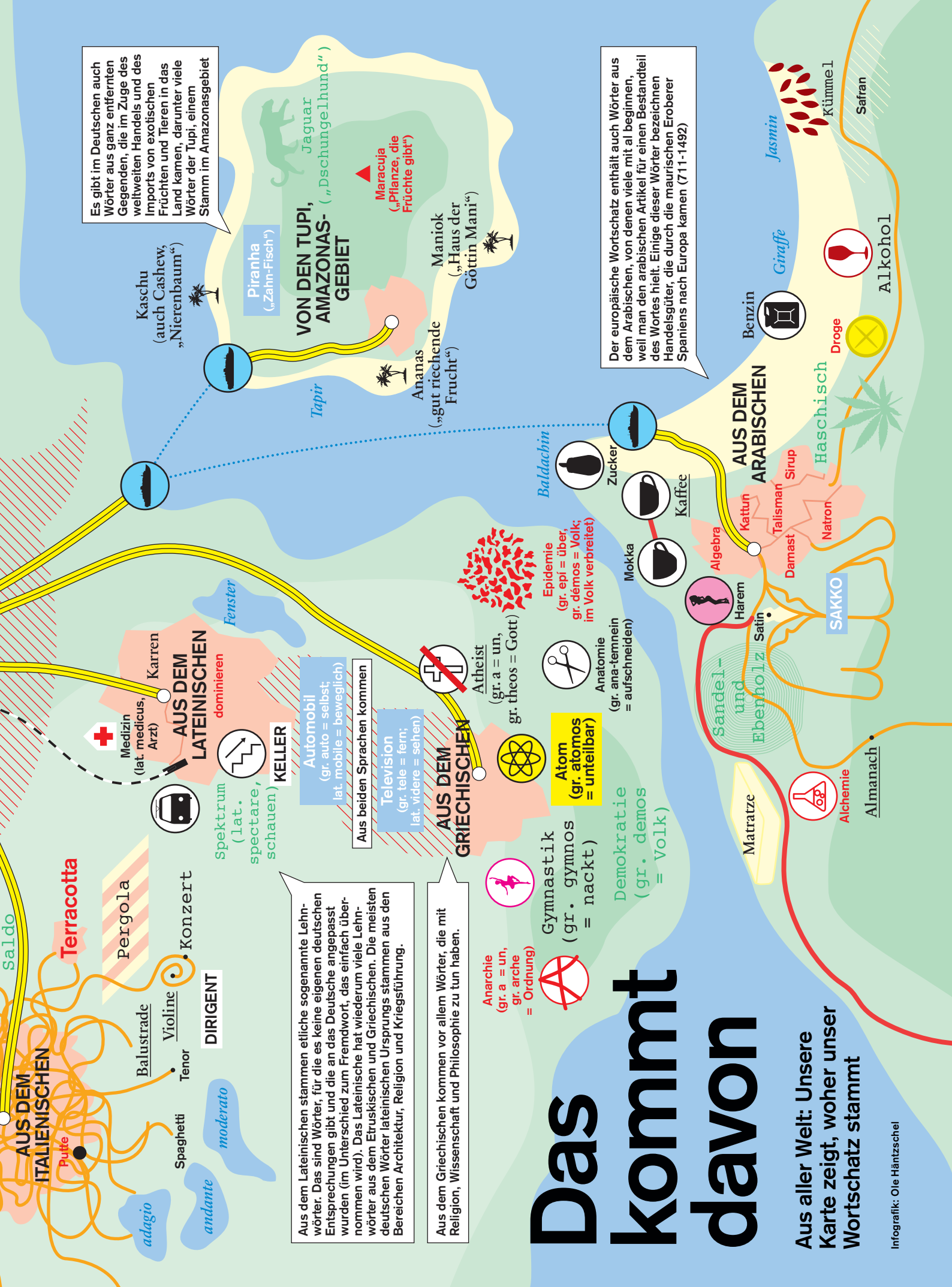
Etagé

Limonade

Journalist

chic

Nische



Es gibt im Deutschen auch Wörter aus ganz entfernten Gegenden, die im Zuge des weltweiten Handels und des Imports von exotischen Früchten und Tieren in das Land kamen, darunter viele Wörter der Tupi, einem Stamm im Amazonasgebiet

Der europäische Wortschatz enthält auch Wörter aus dem Arabischen, von denen viele mit al beginnen, weil man den arabischen Artikel für einen Bestandteil des Wortes hielt. Einige dieser Wörter bezeichnen Handelsüter, die durch die maurischen Eroberer Spaniens nach Europa kamen (711-1492)

Aus dem Lateinischen stammen etliche sogenannte Lehnwörter. Das sind Wörter, für die es keine eigenen deutschen Entsprechungen gibt und die an das Deutsche angepasst wurden (im Unterschied zum Fremdwort, das einfach übernommen wird). Das Lateinische hat wiederum viele Lehnwörter aus dem Etruskischen und Griechischen. Die meisten deutschen Wörter lateinischen Ursprungs stammen aus den Bereichen Architektur, Religion und Kriegsführung.

Aus dem Griechischen kommen vor allem Wörter, die mit Religion, Wissenschaft und Philosophie zu tun haben.

Das kommt davon

Aus aller Welt: Unsere Karte zeigt, woher unser Wortschatz stammt

Infografik: Ole Häntzschel

AUS DEM ITALIENISCHEN
Saldo
Terracotta
Pergola
Balustrade
Violine
Tenor
Spaghetti
moderato
andante
DIRIGENT
Konzert

AUS DEM LATEINISCHEN
dominieren
Keller
Spektrum (lat. spectare, schauen)
Fenster
Karren
Medizin (lat. medicus, Arzt)

Aus beiden Sprachen kommen
Automobil (gr. auto = selbst, lat. mobile = beweglich)
Television (gr. tele = fern, lat. videre = sehen)

AUS DEM GRIECHISCHEN
Anarchie (gr. a = un, gr. arche = Ordnung)
Gymnastik (gr. gymnos = nackt)
Demokratie (gr. demos = Volk)
Atom (gr. atomos = unteilbar)
Anatomie (gr. ana-ternnein = aufschneiden)
Atheist (gr. a = un, gr. theos = Gott)
Epidemie (gr. epi = über, gr. demos = Volk; im Volk verbreitet)

AUS DEM ARABISCHEN
Sakko
Sandal- und Eberholz
Satin
Harem
Algebra
Kattun
Talisman
Sirup
Damast
Natron
Haschisch
Alkohol
Droge
Benzin
Giraffe
Jasmin
Kümmel
Safran

VON DEN TUPI, AMAZONAS-GEBIET
Jaguar („Dschungelhund“)
Maracuja („Pflanze, die Früchte gibt“)
Maniok („Haus der Göttin Mani“)
Ananas („gut riechende Frucht“)
Piranha („Zahn-Fisch“)
Kaschu (auch Cashew, „Nierenbaum“)
Tapir

Weissu – is krasse Sprache!

In der Clique, auf dem Schulhof, im Viertel: Überall kann eine eigene Sprache entstehen. Gerade Jugendliche verändern das Hochdeutsch kreativ, um sich abzugrenzen, oder einfach aus Spaß an der Sprache. Ein Lauschangriff

Text: Hadija Haruna, Fotos: Felix Brüggemann

→ „Es war ma krass frustrierte Tuss, dem hatte Stiefkind. Das hat immer in sein Spiegel geguckt un den angelabert: Spiegel, Spiegel an Wand, wer is dem geilste Tuss in Land?“ Die 17-jährige Güldem zitiert das Märchen von Schneewittchen, das es längst in einer Ethnolekt-Version gibt. So nennen Sprachforscher den verkürzten und abgehackten Sprachstil, der bundesweit auf Schulhöfen und Straßen zu hören ist. Was für viele Wissenschaftler eine kreative Entwicklung der deutschen Sprache ist, bezeichnen Kritiker abwertend als „Dönerdeutsch“ oder „Ghettoslang“. Güldem und ihren Freundinnen Samira und Simone ist das egal. Auch, dass sie von vielen als „Assis“ abgestempelt werden. Die drei Gymnasiastinnen aus Frankfurt sind in Deutschland geborene Kinder türkischer, ghanaischer und deutscher Eltern. Sie sprechen fließend Deutsch – wenn sie wollen.

Jede Zeit hat ihre Sprache, und Jugendliche haben schon immer versucht, sich durch ihre eigene abzugrenzen. In multikulturellen Großstädten wie Frankfurt oder Berlin kreieren sie ihren eigenen Jargon, der für Nichtsprecher grammatisch falsch klingt. Es gibt Studien, die belegen,

dass viele der Sprecher mehrsprachig sind und – anders als vielleicht erwartet – auch gut in der Schule. „Ethnolekt ist keine Ausländersprache und unterscheidet sich in seiner Grammatik vom gebrochenen Deutsch der Gastarbeitergeneration“, sagt die Germanistin Heike Wiese von der Universität Potsdam. Vielmehr sei es eine dauerhafte Veränderung der Sprache, weil viele Jugendliche sie verinnerlicht.

Begrüßungen, Verabschiedungen, Schimpfwörter, Drohformeln oder Flirtsprüche: Im Ethnolekt schrumpft der deutsche Gesamtwortschatz kontinuierlich zusammen. Einfache Satzkonstruktionen werden aus Subjekt, Prädikat und Objekt gebildet, Artikelformen und Präpositionen weggelassen („wenn wir Hochzeit gehen“), Genera verändert („son großer Plakat“), und oft fehlen die Pronomen („die haben mir beigebracht“). Beim sogenannten Codeswitching werden mitten im Satz türkische, arabische oder serbokroatische Lehnwörter eingebunden: „yalla“ für „auf geht’s“ oder „wallah“ (bei Gott), wenn etwas mit Nachdruck versichert wird. „Isch schwör“ bekräftigt eine Aussage, alles in Ordnung heißt „Tamam“, und Einschübe wie „Lan“ oder „Moruk“ sind im Ethnolekt ebenso geläufig wie die deutsche Entsprechung: „Alda“. Außerdem zählen Ausrufe wie „weissu“, „krass“ oder „korrekt“ dazu. Wichtig bei der Aussprache ist die spezielle Stakkato-Intonation – und typisch die sogenannte Koronalisierung des Ich-Lauts:

Isch, misch, disch. Ein mustergültiger Satz lautet: „Isch geh gleisch U-Bahn.“

In Zeiten von Anglizismen und Computersprache verbringen Linguisten viel Zeit damit, Jugendlichen zuzuhören, ihre Unterhaltungen aufzuzeichnen und auszuwerten und Bücher über ihren phonetischen Sprachmischmasch zu schreiben. Sprachforscher wie der Germanist Peter Auer von der Freiburger Uni unterscheiden zwischen drei Formen des Ethnolekts: dem primären, sekundären und tertiären. Ersterer sei vor nahezu zwanzig Jahren in Großstädten entstanden, bezeichne ein un-

Von der Straße auf den Bildschirm und dann wieder zurück

bewusstes Sprachverhalten und werde hauptsächlich von türkischstämmigen Jugendlichen der zweiten und dritten Generation gesprochen. Der sekundäre wird als mediengesteuerte Reaktion auf Ersteren verstanden, der frei erweitert, hochgradig stilisiert und in Filmen, Comedys oder Comics eingesetzt wird. Bekannte Sprecher sind Comedians wie Erkan und Stefan, das Duo Mundstuh mit seinen Figuren Dragan oder Kaya Yanar. Letzterer etablierte die Figur des türkischen Diskotürstehers und seinen Slogan „Ey Alder, du kommst hier net rein“. Und seit Ende der Neunziger



Was redest du denn da, Digger? Der eigene Slang dient in Gruppen auch der Abwehr nach außen



Auch ein vernünftiger Zeitvertreib:
gemeinsam eine Sprache erfinden und sprechen

gilt das Buch „Kanak Sprak – 24 Mißtöne vom Rande der Gesellschaft“ des türkischstämmigen Schriftstellers Feridun Zaimoglu als Mainstream-Lektüre zum Thema.

Auch deutsche und drittethnische Jugendliche sprechen Ethnolekt – die tertiäre Form. Es heißt, dass sich diejenigen, die ihn dabei mit einer auffälligen Betonung überzeichnen und sich damit darüber lustig machen, von den echten Sprechern abgrenzen wollen. Nehmen sie den Ethnolekt jedoch in ihre Umgangssprache auf und unterscheiden beim Sprechen nicht mehr zwischen fremdem und eigenem Stil, wird er zum Soziolekt. Sprachforscher Jannis Androutsopoulos bezeichnet den Verlauf: „von der Straße auf den Bildschirm und wieder zurück“.

Ethnolekt ist nicht nur ein stilistisches Mittel, sondern steht charakteristisch auch für die Beziehung der Jugendlichen untereinander und ihren Versuch, ihre eigene, besondere Identität zu bestimmen. Ein Merkmal dafür sind beispielsweise verbale Duell untereinander, die nur möglich sind in einer gefestigten Gruppe und einem gemeinsamen Wissen darüber, was erlaubt ist und was nicht. „Er signalisiert, dass sie sich zugehörig fühlen und nah sind, aber auch, dass sie sich nicht erst integrieren müssen, sondern es bereits sind“, sagt Wiese.

Auch ist Ethnolekt nicht neu oder eine rein deutsche Erscheinung. In Ländern wie Frankreich, England, Schweden stellen Linguisten ähnliche Strukturen fest. Rap

sei das CNN junger Schwarzer, erklärte einst Chuck D von Public Enemy. In den Vororten Frankreichs, wo viele Menschen afrikanischer Herkunft leben, hat sich in den sechziger und siebziger Jahren die sogenannte Sprache der Banlieue entwickelt. Die salonfähige Varietät des Französischen ist wie in Deutschland medialer Inhalt geworden. Eine besondere Ausprägung davon heißt „verlan“. Dabei werden einzelne Wörter im Satz betont und verschlüsselt, indem ein Wort in Silben zerlegt und in umgekehrter Reihenfolge wieder zusammengesetzt wird. So wird *bonjour* zu *jurbon*, *français* zu *cefran* und *musique* zu *siquema*.

Wer Hochdeutsch spricht, gerät in Verdacht, arrogant zu sein

„Jede Zeit hat ihre Wörter. Manche kommen und gehen, andere halten sich“, sagt die 19-jährige Renata. Sie besucht ein Gymnasium in Berlin-Kreuzberg. Ob sich eine Floskel halte, entscheide die Mehrheit der Sprecher. Zudem käme es darauf an, in welchem Kiez man sich aufhalte. „In Wilmersdorf sagen sie andere Sachen als hier bei uns“, sagt Renata, „das Wort ‚gebügelt‘ bedeutet da ‚übertrieben‘.“ In Kreuzberg würde das niemand benutzen.

In Berlin, Frankfurt und anderen Großstädten zeigt sich, dass der Ethnolekt nicht von der Herkunft oder der Muttersprache abhängig ist, sondern vom Wohnort der Sprecher – und dem, was gerade angesagt ist. Das sagt auch Renatas Freundin Betül: „„Mies“ ist gerade angesagt in Kreuzberg.“ Es bedeutet so viel wie „abgefahren“ oder „der Hammer“. Begriffe wie „cüs“ (türkisch für pfui) oder „Bombe“ hingegen hätten ausgedient.

„Wir wissen, wie wir mit wem reden müssen. Mit einem Lehrer oder meinen Eltern würde ich nicht so sprechen. Aber nicht alle könnten switchen“, sagt Samira aus Frankfurt, die mühelos zwischen Ethnolekt und Standarddeutsch (Hochdeutsch) hin und her wechseln kann. Die 17-Jährige glaubt, dass es auf die sprachlichen Einflüsse ankommt, mit denen man aufgewachsen ist. „Manche kennen eben nur diese eine Sprache.“

Samiras Einschätzung belegen auch Untersuchungen. Und sie zeigen noch etwas anderes. Nämlich, dass für viele Außenstehende Ethnolekt oft mit Aggression und kriminellen Jugendlichen assoziiert wird. „Dass die Sprechart vielen beim Zuhören aufstößt, liegt an der generellen Einstellung gegenüber Dialekten“, sagt Wiese. Nicht nur, dass bestimmte Bilder mit ihnen assoziiert würden, sie würden auch als falsches Deutsch empfunden, weil sie nicht dem offiziellen Standarddeutsch entsprechen.

Samy, ein Kind nigerianischer Eltern, habe sich die Redeweise nach dem Wechsel von der Schule an die Uni nach und nach abtrainiert. „Anfangs habe ich die dummen Kommentare nicht ernst genommen, später hat es mich gestört“, sagt der 23-Jährige. Wie lange es gedauert habe? „Irgendwann war es weg“, sagt der Student. Es sei ein Nachteil gewesen, draußen so zu sprechen. Doch wer Standarddeutsch spreche, gerate in der Clique schnell in den Verdacht, arrogant zu sein, sagt Samira. Über diesen Punkt hat Renata noch nie wirklich nachgedacht: „Bei uns denkt keiner darüber nach, ob es falsches oder richtiges Deutsch ist.“ Zudem sei es bequemer, nicht immer ganze Sätze sagen zu müssen, ergänzt Nilüfer. „Wir verstehen uns einfach mit wenigen Worten.“ ←

Gossip, Tratsch
und Mobbing: alles
darüber auf fluter.de

Reklame selbstgemacht

Welcome to the Werbe-Experience: In vielen Kampagnen wird die Sprache ganz schön strapaziert

→ Für unser fluter-Plakat haben wir uns einfach mal von gängigen Werbesprüchen inspirieren lassen. Die Mischung aus Englisch und Deutsch, auch als Denglisch bekannt, ist ja mindestens so beliebt wie der Appell an den Schnäppchenjäger in uns. Mit der Grammatik gehen Reklametexte auch oft - sagen wir - kreativ um. „Das König der Biere“, heißt es dann oder: „Hier werden Sie geholfen.“ Das Falsche bleibt eben oft eher hängen als das Richtige. Das haben wir uns aber verkniffen.

Manchmal geht bei der Übernahme englischer Wörter in die deutsche Werbewelt der Sinn verloren: Da wird ein Rucksack als „body bag“ angepriesen, was im Englischen ein Leichensack ist.

„Get your fluter for free“ funktioniert übrigens so: Ihr geht auf www.fluter.de, wo ihr in der rechten Spalte verschiedene Hefte zum Downloaden findet und das Magazin abonnieren könnt. Ihr bekommt es dann pünktlich zu jeder neuen Jahreszeit zugesendet. So ist Geiz dann wirklich mal geil.



Zukunft ist für alle da

Viel reden gehört zur Demokratie. Um auf den Punkt zu kommen und trotzdem diplomatisch zu bleiben, geht es manchmal nicht ohne bewährte Sprachformeln. Vor allem, wenn die Medien jedes Wort aus dem Zusammenhang reißen und riesengroße Schlagzeilen daraus machen. Unerfreulich wird es nur, wenn der rhetorisch weniger versierte Politiker in Bedrängnis gerät und sich in leere Phrasen flüchtet. Ein kleiner Sprachführer durch den politischen Alltag

Text: Oliver Geyer

1 Es ist uns nicht gelungen, den Menschen unsere Politik zu vermitteln.

Das mag ja in Einzelfällen stimmen. Öfter handelt es sich um als Selbstkritik verbrämte Wählerschelte. Man lenkt nach vermaselten Wahlen davon ab, dass die Politik der eigenen Partei schlichtweg verfehlt war und deshalb vom Wähler abgeschmettert wurde – und würdigt das Wahlvolk indirekt als begriffsstutzig herab.

2 Dies ist nicht der Zeitpunkt, um Personalfragen zu diskutieren. Die Menschen erwarten von uns, dass wir uns jetzt wieder den Sachfragen zuwenden.

Eine Feststellung, die durchaus nicht selten zutrifft. Die Mediengesellschaft hat die Tendenz, Politik auf Personen und Ereignisse zu reduzieren. Dumme Sache: Poli-

ker, deren Rücktritt überfällig ist, klammern sich oft mit dem Verweis auf diesen Missstand an ihren Ämtern fest.

3 Wir werden das Ergebnis in den kommenden Wochen intensiv in den Gremien der Partei zu diskutieren haben.

Das darf man von einer Partei und ihrem Kandidaten, die vom Wähler abgewatscht worden sind, erwarten. Insofern geht der Satz okay. Ebenso darf man aber erwarten, dass er nicht als Ablenkung von dem eigentlich fälligen, aufrichtigen Eingeständnis einer Wahlniederlage angeführt wird. Dann handelt es sich in der Tat um leeres Verbalgebimmel.

4 Wir müssen versuchen, mit allen Beteiligten eine gemeinsame Lösung zu finden.

War das nicht Demokratie? Insofern ist gegen so eine Feststellung nichts einzuwenden. Wird diese Selbstverständlichkeit aber im Kontext von jahrzehntelang gärenden Großkonflikten (Nahost) oder extrem verhärteten Fronten (Stuttgart 21) angeführt, dann hat das zuweilen den Geschmack von Ratlosigkeit.

5 Die Gespräche fanden in einer offenen und konstruktiven Atmosphäre statt.

Durch die Blume gesagt: Es gab den Mega-Zoff. Zum Beispiel in den Parteigremien, in denen ein niederschmetterndes Wahlergebnis intensiv diskutiert wurde (siehe Punkt 2). Wirkt als Aussage etwas gestanz, aber solange nichts von den besprochenen Inhalten verheimlicht wird, ist es als zivilisatorischer Gewinn zu sehen, wenn sich in der Öffentlichkeit nicht mit Schmutz beworfen wird.

6 Wir müssen die Menschen wieder abholen, wo sie stehen.

Dass sich die politische Klasse von der Lebenswelt der Bevölkerung entfremdet hat, ist ein weit verbreiteter Vorwurf. Und das hartnäckig. Das pastorale Geschwurbel vom Abholen der Menschen ist die rhetorische Überkompensation dessen. Bei der Gelegenheit mal eine bescheidene Frage: Wohin soll es denn überhaupt gehen?

7 Es muss jetzt eine rückhaltlose Aufklärung geben.

Sogenannter Pleonasmus – im Umgangssprachlichen sagt man dazu: Doppelt gemoppelt hält besser. Rhetorische Figur, die Entschiedenheit zeigen soll. In der Vergangenheit hatten wir auch schon „durchregieren“ statt regieren und „machen, machen, machen“ statt machen. Es sei nur noch mal daran erinnert: Action speaks louder than words.

8 Ich freue mich, dass Sie mich das fragen, aber lassen Sie mich zunächst einmal Folgendes sagen.

Talkshow-Evergreen. Kommt zum Einsatz, wenn die Frage auf keinen Fall beantwortet werden soll. Jeder versierte Talkshowgast weiß: Die Übervölkerung der Talkshows hat den Vorteil, dass jeder nur eine kurze Redezeit hat. Ehe der Moderator noch mal nachhakt, erteilt er lieber dem nächsten Gast das Wort.

9 Das ist politisch nicht durchsetzbar.

Und deswegen muss man es auch gar nicht erst probieren. Beliebter Abwimmler mit leicht vergrätztem Unterton. Wir haben eine gemeinsame Verantwortung.

10 Wir haben unsere Hausaufgaben gemacht.

Wie jeder beliebige Schüler, der das aber nicht extra betont. Umgekehrt wäre es schon eher eine Nachricht. ←

Wir sind keine Radios

In Integrationskursen sollen Migranten Deutsch lernen und das Wichtigste über das Land, um sich zu assimilieren.

Ein Selbstversuch

Text: Ben Knight, Illustration: Eva Hillreiner

→ Meine Integration lässt eindeutig zu wünschen übrig. Obwohl ich eine deutsche Mutter habe und seit über zehn Jahren in Berlin wohne, bin ich in jeder Hinsicht Engländer. Ich habe eine englische Freundin, ich esse Fish & Chips, schaue mir englischen Fußball im Pub an, schreibe meine Texte vorwiegend auf Englisch und lebe auch sonst in einer von Engländern bevölkerten Parallelgesellschaft inmitten der deutschen Hauptstadt. Mit anderen Worten: Meine Assimilation ist überfällig.

Ich muss in den Integrationskurs, der für Ausländer wie mich angeboten wird. Ich muss endlich richtig Deutsch lernen, den Unterschied zwischen Bundesrat und Bundestag und den Text der deutschen Nationalhymne.

Die Integrationskurse in Deutschland bestehen aus 600 Stunden Sprachunterricht und 45 Stunden Orientierungsunterricht über die deutsche Kultur, Geschichte und Gesellschaft. Aber der Orientierungsunterricht kommt ganz zum Schluss. Erst muss man die ganzen unregelmäßigen Verben

lernen und den Unterschied zwischen Dativ- und Akkusativobjekt.

An ein Privatleben ist während des Kurses nicht mehr zu denken. An fünf Tagen der Woche gibt es ab 17 Uhr mindestens vier Unterrichtsstunden je 45 Minuten. Und die Lehrer achten sehr genau darauf, dass alle erscheinen, schließlich werden die Kurse vom Staat finanziert.

In meiner Klasse sind 20 Schüler, darunter Yves aus Haiti, der schon Englisch und Französisch beherrscht und bei einer Hotelreservierungswebsite arbeitet. Oder Diego aus der Dominikanischen Republik, der schon in der ersten Stunde seinen Tisch ganz nach hinten in die Ecke schiebt und immer mit einem Stock herumläuft, unter den er einen gelben Schwamm geklebt hat. Oder Hafiz, der Syrer, der mir in der vierten Stunde zuflüstert, dass dieser Schwamm stinkt. Und zwar in einwandfreiem Deutsch.

Neben Yves, Diego, Hafiz und mir gibt es noch zwei iranische Schüler, zwei Türkinen, zwei Polen, zwei Kenianer und jeweils einen Schüler oder eine Schülerin aus dem Libanon, Brasilien, Guinea, der Slowakei, Serbien, Angola, Syrien, Litauen und der Dominikanischen Republik. Kein Land wird also von mehr als zwei Leuten vertreten. „Zum Glück. Weil sich sonst störende Parallelgespräche entwickeln“, sagt Stefan, der Lehrer, den ich nach der fünften Stunde schon ziemlich gut beschreiben kann: Er trägt eine Brille, hat kurze, hellbraune Haare, Sandalen, ein oranges Hemd und Shorts. Und er ist sehr, sehr geduldig.

„Hat jemand Fragen?“, fragt Stefan nach einer Lektion über Körperteile, bei der ich ein neues Wort gelernt habe: Handteller!

„Ja!“, meldet sich Diego aus seiner Ecke.

„Wir haben diese Decke? Warum? Diese Decke.“

Stefan guckt etwas ratlos.

„Diese Decke!“ Diego zeigt auf seinen Arm.

„Diego, was denn für eine Decke?“

Diego überlegt und korrigiert sich (was, das hab ich mal gehört, ein gutes Zeichen ist bei jemandem, der eine Sprache lernt): „Haut! Warum haben wir diese Haut?“

Wir anderen gucken uns an.

„Weil ein Radio funktioniert auch ohne so eine Decke.“

Diego ist nicht zum ersten Mal im Kurs. Er wohnt schon seit über 20 Jahren in Deutschland, und Stefan kennt ihn schon länger.

„Ja, aber wir sind ja auch keine Radios, Diego“, sagt er souverän. Diego scheint unzufrieden mit der Antwort, fragt aber nicht weiter.

Dann spielen wir ein Brettspiel, bei dem wir Sätze aus verschiedenen Elementen bilden müssen. „Die braunen Handschuhe finde ich schön“, oder: „Einen hellblauen Mantel wollte ich schon immer.“ Ich spiele mit der polnischen Magda, die tagsüber Kinder betreut und abends hierherkommt. Sie findet den Kurs sehr anstrengend, aber sie will unbedingt in Deutschland bleiben.

Ich verliere das Spiel, weil es – wie so oft in der Integrationsklasse – um Endungen von Adjektiven geht: ein schönes Auto, ein schöner Baum, einen schönen Tag noch ... Wie schön einfach Englisch doch ist! „Achten Sie auf die Endungen!“, ruft Stefan.

Wenn ich in meinem sonnigen Berliner Ausländerleben ausnahmsweise mal Deutsch sprechen muss, dann versuche ich immer, die Endungen zu vernuscheln. Das hat bisher immer geklappt. Leider hilft das im Integrationskurs überhaupt nicht.

Und plötzlich fühle ich mich wie auf einer Zeitreise – zurück in meine Kindheit.

Ich träume davon, dass Thilo Sarrazin mit dem Zeigestock auf eine Tafel pocht: „Die Endungen!“

Ich sitze auf der Schulbank in Manchester, neben mir der blöde, schwitzende Jason, und im Gesicht habe ich eine juckende Akne. Ich kann die Pickel hier und heute, Jahrzehnte später spüren. Eine deutsche Grammatiktafel hat gereicht, um sie zurückzubringen. Dann habe ich einen kurzen Tagtraum, in dem mir Thilo Sarrazin erscheint und mit einem Zeigestock auf eine gigantische Adjektiv-Endungen-Tabelle pocht. „Achtung! Achten Sie auf die Endungen!“, ruft er. Poch, poch, poch!

„Hat jemand Fragen?“ Wieder Stefan.

„Ja, ich!“ meldet sich Diego noch mal. „Aber ist zu schwer.“



„Ist es eine Frage zur Aufgabe oder zum Leben, Diego?“

„Zum Leben.“

„Dann heute nicht.“

Weil mir die rund 500 Stunden, die ich noch vor mir habe, endlos erscheinen und ich endlich mehr über die deutsche Kultur wissen will, besuche ich einen Orientierungskurs an einer Volkshochschule. Es soll um die „grundlegenden Werte der deutschen Gesellschaft“ gehen, um die Geschichte, das „politische System“ und die „Rechtsordnung“.

Der Lehrer Ralf ist nett. Sein Unterrichtsstil besteht hauptsächlich darin, so oft wie möglich zu erklären, welche Fragen

Und dann soll man auch noch wissen, dass das Gelb in der deutschen Flagge eigentlich Gold ist

bei der Prüfung, die am Ende der Mühen steht, gestellt werden und was wir antworten sollen. An der Orientierung soll die Integration nicht scheitern.

Ich verrate hier nichts. Aber ehrlich gesagt sind die Fragen nicht besonders schwer. Kein Wunder, dass die Schüler deutlich entspannter sind als im Sprachkurs. Aber eine Schwierigkeit gibt es doch: Ralf sagt, dass die Farben der deutschen Fahne Schwarz-Rot-Gold seien, worauf es im Klassenzimmer Protest gibt. „Aber sie ist doch unten gelb!“, sagt ein Pole, und wir anderen stimmen ihm zu.

„Es ist Gold“, sagt Ralf. „Es kann nur Gold sein.“

„Es sieht nicht wie Gold aus“, meldet sich jemand aus Afrika.

„Aber die Fahne heißt ‚Schwarz-Rot-Gold‘“, beharrt Ralf.

Und alle denken nur das eine: Wie schwer kann eine Sprache sein, wenn in ihr Gelb ein anderes Wort für Gold ist? Ich glaube, ich lern's nie. ←

Unser Autor Ben ging in Manchester zur Schule, wo er immerhin fünf Jahre Französisch lernte. Dennoch kann er gerade mal ein Baguette kaufen. Apropos: Am absurdesten findet Ben in Deutschland, dass hier niemand verbrannten Toast essen will, weil man davon Krebs bekommen könnte.



Demonstration für mehr Freiheit und
eine Annäherung an Europa in Minsk

Gehör verschaffen

Das Weißrussische wurde von Stalin bekämpft und gilt in der letzten Diktatur Europas als Sprache der Regimekritiker. Gerade junge Menschen finden in der Sprache ein Ausdrucksmittel für ihr Freiheitsstreben. Die Geschichte einer Wiedergeburt

Text: Ingo Petz

→ Hier liegt das Weißrussische begraben, und hier ist es wiederauferstanden: ein kleines Wäldchen am nordöstlichen Rand der weißrussischen Hauptstadt Minsk. Man hört das Rauschen des Windes und der Autos auf dem nah gelegenen Autobahnring. Überall stehen Holzkreuze, kleine, große, am Rand eines Weges und im Wald zwischen den Bäumen, in denen noch der Morgennebel steht. Eine Granitbank erinnert an den Besuch des US-Präsidenten Bill Clinton im Jahr 1994. Ljawn Barschtscheuski, schmale Statur, Halbglatze, geht voran. Er ist einer der bekanntesten Intellektuellen seines Landes, der Republik Belarus, die einst zur Sowjetunion gehörte, seit 1991



In Debattierclubs wie hier in Minsk wird darüber diskutiert, wie man das Weißrussische wieder beliebter machen kann



„Heute ist die weißrussische Sprache nicht mehr so politisiert wie in den Neunzigern“, sagt der Liedermacher Ljawn Volski, dessen Songs Hymnen der Jugendbewegung sind

unabhängig ist und seit 1994 von dem diktatorischen Präsidenten Aljaksandr Lukaschenka regiert wird. Und der hat auch in Sachen Sprache das Sagen.

Barschtscheuski ist ein entschiedener Gegner Lukaschenkas, weil er ein Freund der Kultur ist, der Sprache. Er hat ein Wörterbuch verfasst und Dichter und Schriftsteller aus dem Deutschen ins Weißrussische übersetzt. Er war Vorsitzender der ältesten Oppositionspartei, der Belarussischen Volksfront (BNF), die Ende der 1980er Jahre in diesem Wäldchen, das man Kurapaty nennt, gegründet wurde – von Schriftstellern, Künstlern und Wissenschaftlern, denen ihre eigene Sprache und Kultur am Herzen lag. Nach den Reformen Michail Gorbatschows forderten die Menschen in vielen Sowjetrepubliken ihre Unabhängigkeit und damit auch das Recht, ihre Kultur und Sprache leben zu dürfen. Auch in der Belarussischen Sozialistischen Sowjet-

Viele verbinden mit der Sprache das frühere Unglück

republik (BSSR) entstand damals eine Nationalbewegung, die es schaffte, der weißrussischen Sprache kurz vor ihrem Tod neues Leben einzuhauchen.

Das Weißrussische ist kein russischer Dialekt, sondern wie das Ukrainische eine eigene ostslawische Sprache, die aber schon im 14. Jahrhundert unterdrückt wurde. Damals wurde Weissrussland Teil des Doppelstaates Polen-Litauen und blieb es bis Ende des 18. Jahrhunderts. Dann gelangte das Land unter russische Herrschaft und somit unter eine neue sprachliche Dominanz. In der Sowjetrepublik Belarus schließlich konnte man es nur noch in alten Büchern lesen und bei den Alten in den Dörfern hören. In der Hauptstadt Minsk sprach man nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem Russisch. „Es war regelrecht verpönt, Weißrussisch zu sprechen“, sagt Barschtscheuski. „Es galt als Sprache der Dummen und der Bauern.“ Und es war politisch gefährlich, weil man als Nationalist galt, der es an Treue zur Sowjetunion mangeln lässt. Doch dann kam die Perestroika – gerade noch rechtzeitig, bevor das Weißrussische mit den letzten Sprechern aussterben konnte.

Aus dieser Zeit gibt es Schwarzweißfotos, auf denen man einen jungen, wütend agitierenden Barschtscheuski sieht – umringt von Hunderten Zuhörern. Hier in Kurapaty, diesem schrecklich-symbolischen Ort, an dem man 1988 Massengräber entdeckt hatte und darin Knochen von Frauen und Männern, Schädel mit Einschusslöchern am Hinterkopf, dazu Gürtel, Galoschen, Kämme – von Tausenden Menschen. Sie waren in dem Wäldchen

Andere Sprachminderheiten

Sorbisch

Wo Deutschland (Sachsen und Brandenburg)
Wer ca. 20.000 aktive Sprecher
 Bis Ende des Zweiten Weltkrieges wurde die sorbische Sprache immer wieder stark unterdrückt. Auch heute hat es das Sorbische unter dem Druck der Mehrheitsprache Deutsch schwer. Als Muttersprache wird es nur noch in wenigen Regionen gepflegt. Die Sorben sind mit politischer Unterstützung um eine Revitalisierung der Sprache bemüht.

Baskisch

Wo Nordost-Spanien und Südwest-Frankreich
Wer 600.000 bis 800.000 aktive Sprecher
 Die baskische Sprache ist eng mit den Autonomiebestrebungen der ethnischen Basken verbunden. Die Anerkennung als regionale Amtssprache und die starke Verankerung der baskischen Kultur in der Bevölkerung tragen zur Stärkung bei.

Katalanisch

Wo Nordost-Spanien
Wer ca. 8 bis 9 Mio.
 Vor allem im 18. Jahrhundert und während der Franco-Diktatur 1939 bis 1975 wurde die katalanische Sprache vom spanischen Staat stark unterdrückt. Seit 2006 verstehen sich die Katalanen als eigenständige Kulturnation, ihre Sprache wird mit Unterstützung der spanischen Zentralregierung stark gefördert.

1938 von der sowjetischen Geheimpolizei NKWD erschossen worden. Wie viele genau – das weiß bis heute niemand. Schätzungen gehen von bis zu 250.000 Menschen aus. „Das war unsere Elite, unsere Erinnerung, unsere Zukunft“, sagt Barschtschewski. Stalin habe die weißrussische Elite ermorden lassen, weil er das Erstarken von Nationalbewegungen befürchtete. „Man hat ihnen die geistigen Führer genommen.“

So verschwanden die Intellektuellen des Landes und mit ihnen die Sprache unter der Erde von Kurapaty. Andere, die etwas mehr Glück hatten, wurden nach Sibirien deportiert. Die Überlebenden aber hatten Angst und schwiegen über die tragischen Ereignisse der Stalinschen Säuberungen – und bekamen nach dem Zweiten Weltkrieg eine neue sowjetisch-russische Identität verordnet.

Die Mehrheit der Weißrussen ist bis heute ein Produkt dieser sowjetischen Russifizierungspolitik, und ihr aktueller Staatspräsident Lukaschenka ist es umso mehr, was sich auch bei der Sprache zeigt. Der weißrussische Diktator spricht vorwiegend russisch und – so seine Kritiker – denke immer noch sowjetisch. Ihm und seiner Regierung ist das Weißrussische suspekt, weil in ihm die Geschichte des Landes anklingt, die vor der Stalinisierung von Humanismus, Freiheit und Aufklärung geprägt war. Deswegen wird diese Sprache vom Staat nur wenig gefördert, auch wenn sie (wie das Russische) offizielle Staatssprache ist. Und deswegen sagt Lukaschenka, dass es auf der Welt nur zwei große Sprachen gebe: „Das Englische und das Russische.“ Das Weißrussische ist für Lukaschenka die Sprache der Opposition, der Nationalisten und nicht zuletzt der Faschisten. Weil weißrussische Patrioten im Zweiten Weltkrieg mit den Nazis kollaborierten, in der naiven Hoffnung, ihren eigenen Staat aufbauen zu können.

Heute sind es nicht mehr die alten, sondern die jungen Menschen, die dem Weißrussischen zu einer Art Wiedergeburt verholfen haben. Weniger die Politiker, sondern die Kulturschaffenden. Die Magaziner, die Schriftsteller, die Theaterleute und Musiker. „Heute ist die weißrussische Sprache nicht mehr so politisiert wie in den Neunzigern“, sagt Ljawn Volski, einer der bekanntesten Rockstars des Landes, dessen Lieder Hymnen der weißrussischen Kulturbewegung geworden sind. „Natürlich kommt es immer noch vor, dass man pauschal als Oppositioneller abgestempelt wird, wenn man Weißrussisch spricht. Wir als Musiker haben ja mit unseren Liedern viel dazu beigetragen, dass die Sprache auch von denen akzeptiert wird, die sie eigentlich nicht sprechen.“ So werde sein Lied „Try Carapachi“ (Drei Schildkröten), das von einer langsamen, aber stetigen Veränderung der Gesellschaft handelt, sogar von jungen Soldaten in der Ausbildung gesungen.

Dieses Lied spielt Volski auf seinen Konzerten gern als Zugabe. Die weißrussische Jugend steht dann vor der Bühne, reckt die Fäuste und singt jede Zeile mit. Und dazwischen rufen sie „Zhyvye Belarus“: Es lebe Belarus. Es ist der Ruf nach mehr Demokratie und Freiheit und nach dem Ende der Unterdrückung der weißrussischen Sprache.

Und tatsächlich sind die jungen Weißrussen auf ihrer Suche nach einer eigenen, nichtrussischen Identität und einer Sprache als deren Medium schon recht weit gekommen. „Die Situation ist zwar alles andere als optimal für das Weißrussische, aber sie verbessert sich ständig“, sagt Aleh Trusau von der Gesellschaft für weißrussische Sprache in Minsk. An den Universitäten werde Weißrussisch gesprochen, an vielen Schulen gelehrt. „Wir haben Filme auf Weißrussisch und Bücher sowieso.“

Fast scheint es so, als sei das Weißrussische, das stark vom Baltischen, Polnischen, Jiddischen und auch Deutschen geprägt ist, zum ersten Mal an der Schwelle zu größerer Popularität. Nach langen Jahren, in denen die Sprache nur ein Verständigungsmittel der Bauern gewesen war. Denn wer aufsteigen wollte, musste Polnisch oder später Russisch lernen. „Viele meiner Landsleute assoziieren das Weißrussische nicht mit Glück, eher mit dem Leiden, das unser Volk in vielen Kriegen ertragen musste“, sagt der junge Schriftsteller Alhierd Bacharevych, der das Weißrussische heute zusammen mit anderen Autoren wieder attraktiver macht.

Wer heute durch Minsk geht, hört vor allem Russisch

Wer heute durch Minsk mit seinen sowjetischen Prachtbauten spaziert, hört immer noch vor allem Russisch auf der Straße. Bei der letzten Volkszählung gaben aber immerhin mehr als 30 Prozent der Befragten an, im Alltag weißrussisch zu sprechen. Es ist die junge, urbane Elite, die sich der Sprache verschrieben hat und sie von den Dörfern zurück in die Städte holt. Zu ihr gehört auch Sjarhej Sacharau, der Anfang des Jahrtausends die Zeitschrift „Studumka“ entwickelt hat und heute die Website „34 Multimedia Magazine“ betreibt. „Gerade das Internet ist sehr stark von denen geprägt, die weißrussisch sprechen und schreiben“, sagt Sacharau, immer mehr Menschen wechselten mittlerweile zwischen Russisch und Weißrussisch.

So ist durch die Wiederkehr der Sprache ein Gefühl für die eigene Herkunft entstanden, das die jungen Weißrussen antreibt, sich über die Grenzen ihres einengenden Staates Gehör zu verschaffen. Oder, wie es Sacharau ausdrückt: „Wir Weißrussen sind heute etwas weniger unsichtbar.“ ←

Kampf um Wörter

Neue Mitte, Chancengleichheit, soziale Gerechtigkeit: Wer Wörter besetzt und mit eigenen Inhalten füllt, hat gute Chancen, seine Ideen und Konzepte im öffentlichen Bewusstsein zu verankern und durchzusetzen. Ein paar Taktiken im Kampf um Wörter

Text: Thorsten Eitz

→ Wer in der politischen Kommunikation Erfolg haben will, der muss die „Begriffe besetzen“. So plakativ umschrieb der damalige Generalsekretär der CDU, Kurt Biedenkopf, das Ringen um die Definitionshoheit über bestimmte Vokabeln in der politischen Auseinandersetzung. Bis heute gibt es verschiedene sprachliche Strategien, mit denen um Wörter gestritten wird.

1 Wortprägung

Eine Methode ist die der Wortprägung. In den bis zur Wiedervereinigung 1990 geführten Diskussionen über die polnische Westgrenze bezeichneten Gegner ihrer Anerkennung die Grenze als „Oder-Neiße-Linie“. Das Wort Linie

sollte dabei deutlich machen, dass die Grenze als ein in der Zukunft aufzuhebendes, willkürliches Provisorium anzusehen sei. So unterstrich man den Anspruch auf die ehemaligen deutschen Ostgebiete. Befürworter nannten sie hingegen „Oder-Neiße-Grenze“ und betonten damit ihren völkerrechtlich verbindlichen, endgültigen Charakter. Im Sprachgebrauch der DDR wurde sie ab 1950 sogar als „Friedensgrenze“ und damit als in Verträgen festgelegt und unaufhebbar bezeichnet. Die Prägung der jeweiligen Bezeichnung ist der Versuch, den eigenen Standpunkt und die eigene Beurteilung des Problems im öffentlichen Bewusstsein durchzusetzen. So klingt das von der Energielobby bevorzugte Wort „Kernkraft“ viel ungefährlicher als „Atomkraft“. Der Ausdruck Kernkraft war ursprünglich ein Fachterminus, der in den sechziger Jahren allmählich den Ausdruck Atomkraft im öffentlichen Sprachgebrauch ablöste. Atomkraftgegner kritisierten das Wort als beschönigend, während Politiker und Physiker die Ausdrücke Kernenergie/-kraft weiterhin positiv oder neutral verwendeten. Die jeweiligen Ausdrücke erhielten durch ihre spezifische Verwendung Abzeichencharakter, an dem sich der Standpunkt der Befürworter wie Gegner erkennen lässt. Seit den neunziger Jahren ist dieser Bezeichnungsstreit weitgehend aufgehoben, im öffentlichen Sprachgebrauch dominieren – erst recht nach der Katastrophe in Fukushima – die negativen Ausdrücke Atomenergie und Atomkraft.

2 Metapher

Eine besonders beliebte Form der Wortprägung ist die Metapher. Wörter oder Wendungen mit bildhafter, übertragener Bedeutung sind deshalb so attraktiv, weil sie komplexe Sachverhalte vereinfachend und verständlich darstellen. Sie enthalten darüber hinaus oft noch versteckte Argumentationen und Handlungsanweisungen. In den Auseinandersetzungen über die Einwanderungspolitik wurde zum Beispiel mit Ausdrücken wie „Ausländer-“ beziehungsweise „Asylantenflut“, „-schwemme“, „-strom“, „-welle“ und „-lawine“ der Eindruck hervorgerufen, als handele es sich bei den Zuwanderern um eine ungeheuer große, kaum beherrschbare Menge von Menschen, die nach Deutschland wollen. Zugleich enthielt das gewählte Bild die als notwendig angesehene Gegenmaßnahme. Es entstand der Eindruck, dass gegen die massenhafte Zuwanderung Dämme errichtet werden müssten – ein plakatives Argument, um das Asylrecht einzuschränken.



Oben Auf eine Gemeinschaftsschule geht man viel lieber als auf eine Einheitsschule

Rechts Eine Lawine kann im politischen Sprachgebrauch auch aus Menschen bestehen



Wann aus Opfern
Kollateralschäden
wurden. Ein Dossier
zum Thema unter
www.bpb.de

3 Fahnenwörter & Stigmavokabeln

Ab Mitte der sechziger Jahre etablierte die SPD ihr Fahnenwort „Chancengleichheit“ als Bezeichnung für das von ihr vertretene bildungspolitische Konzept, sozial schwächer gestellten Kindern durch die Einführung von Gesamtschulen bessere Zugangsmöglichkeiten zu höheren Schulen zu eröffnen. Das Wort setzte sich derfolgreich durch. Chancengleichheit hat mittlerweile – auch weil der Ausdruck in anderen gesellschaftlichen Bereichen benutzt wird – wieder einen ähnlichen parteiübergreifenden Stellenwert als Programm- und Zielvokabel wie in den sechziger Jahren.

Oft wird versucht, ein vom politischen Gegner benutztes Fahnenwort seiner positiven Bedeutung zu berauben und zu einer Stigmavokabel zu machen – indem zum Beispiel ein Wortbestandteil davon eine negative Bedeutung bekommt. Ein aktuelles Beispiel dafür ist die Verwendung der Wörter Gemeinschaftsschule und Einheitsschule in der politischen Auseinandersetzung um die Abschaffung oder Beibehaltung des gegliederten Schulsystems. Während das Wort Gemeinschaftsschule von den Befürwortern des gemeinsamen Lernens benutzt wird, spielt die Gegenvokabel Einheitsschule mit dem Bild von Gleichmacherei.

Eine spezielle Variante der Auseinandersetzung um Fahnenwörter und Gegenvokabeln ist es, sich selbst mit einer Stigmavokabel zu bezeichnen und sie dadurch zu neutralisieren. In den siebziger Jahren bezeichneten sich zum Beispiel Homosexuelle als Schwule beziehungsweise Lesben – bis dahin stigmatisierende Diffamierungs- und Beschimpfungsvokabeln – und erreichten dadurch, dass diese Ausdrücke heute neutral verwendet werden können.

4 Realistische Diktion

Sprachstrategisch wirkungsvoll ist auch die Verwendung der sogenannten realistischen Diktion, der Gleichsetzung von Begriffen, zum Beispiel: „Deutschland ist (k)ein Einwanderungsland“, „Kopftuchverbot ist Berufsverbot“. Dabei verdecken solche Formulierungen, dass jemand mit bestimmter Zielsetzung einen Ausdruck wählt, der einen Sachverhalt wie Zuwanderung als notwendig oder überflüssig bewertet, oder dass jemand das Verbot, als Lehrerin im Unterricht ein Kopftuch zu tragen – was als demonstrativer Ausdruck einer Religionszugehörigkeit gilt –, als Berufsverbot einschätzt.

5 Der Streit um die „neue Mitte“

Das Beispiel der Auseinandersetzung um das Schlagwort „neue Mitte“ zeigt exemplarisch, wie langlebig semantische Kämpfe sein können: Der Ausdruck Mitte war und ist als Hochwertvokabel für alle politischen Lager attraktiv. Im Sinne von „Zielgruppe“ steht Mitte für die Mehrheit der Wähler, die es bei Wahlen zu erobern gilt. Bundeskanzler Willy Brandt prägte 1972 den Ausdruck „neue Mitte“, worunter er nicht mehr die Wähler der bürgerlichen Parteien, sondern die sozialliberale Regierungspolitik verstanden wissen wollte. Daneben sollte mit der Vokabel „neue Mitte“ ein Konzept geschaffen werden, das



Ein Atomkraftwerk wirkt als
Kernkraftwerk gleich sicherer

es ermöglichte, die Studentenbewegung in die parlamentarische Demokratie zu integrieren. Mit dieser Wortprägung versuchte er zum einen, von den positiven Assoziationen des Ausdrucks Mitte zu profitieren, zum anderen ging es ihm darum, ihn den bürgerlichen Parteien durch den Zusatz „neu“ zu entreißen. Die Opposition widersetzte sich dieser Uminterpretation. So erklärte Franz Josef Strauß (CSU): „Die neue Mitte, die Sie darstellen wollen, gibt es gar nicht. Entweder ist es die alte Mitte, dann ist es auch die neue Mitte – oder es ist keine Mitte.“

Im Bundestagswahlkampf 1994 definierte sich die Regierungskoalition aus CDU/CSU und FDP als Koalition der Mitte und warb mit dem Slogan „Politische Mitte oder Linksbündnis“. Dem versuchte die SPD im Bundestagswahlkampf 1998 in Anlehnung an Tony Blairs „New Labour“ oder Bill Clintons „New Democrats“ eine neue Mitte entgegenzusetzen, worunter SPD-Kanzlerkandidat Schröder eine Politik verstand, die „die Eigenverantwortlichkeit der Menschen fördert und sie stärkt“ und die „für Solidarität und Innovation, für Unternehmungslust und Bürgersinn, für ökologische Verantwortung und eine politische Führung“ steht.

Für manche ist die *Neue Mitte* ganz die alte

Umstritten war hier vor allem die Frage, ob die Strategie der SPD darin bestünde, die Vokabel Mitte zu besetzen und ihre positive Konnotation für sich in Anspruch zu nehmen, oder ob ihre Verwendung für eine programmatische Neudefinition der politischen Mitte stünde. Aus Sicht von Union und FDP ging es dem Kanzlerkandidaten Schröder vor allem um die Besetzung eines Wortes.

Insbesondere an der Verwendung des Wortes „neu“ entzündete sich die Kritik. Von konservativer Seite wurde die Argumentation von Strauß wieder aufgegriffen, um die Skepsis über den Innovationsgehalt des Wortes und über die Politik zu unterstreichen.

Der Versuch, die Programmvokabel „Neue Mitte“ von 1973 zu übernehmen, wurde als gescheitert betrachtet, da sich die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in der Zwischenzeit verändert hatten. Mitte ist heute eine umkämpfte Vokabel, die fast alle politischen Parteien für sich beanspruchen.

Unser Autor, geboren 1967, ist Germanist an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und forscht dort zur „Politischen Sprache der Weimarer Republik“.

Versprochen ist versprochen

Jeder verspricht sich mal. Doch Politiker, Schauspieler und Sportler haben oft das Pech, dass sie es vor dem Mikro tun.

Eine kleines Best-of

Sammlung: Petra Bäumer

„Ich bin in Rüsselsheim als Sohn eines Opelarbeiters geboren ...“

SPD-Politikerin Andrea Ypsilanti vermittelt zwischen den Geschlechtern



„Ich weiß, was es bedeutet, Mutter von drei kleinen Kindern zu sein.“

Edmund Stoiber (CSU) tut es ihr nach

„Guten Tag, Herr Reichskanzler!“

Prinz Philip, Herzog von Edinburgh und Ehemann der englischen Königin, hat einen neuen Job für Helmut Kohl (auf der Hannover Messe, 1997)

„Smoking kills. If you're killed, you've lost a very important part of your life.“

Schauspielerinnen Brooke Shields sieht das Ende kommen

„Die Sanitäter haben mir sofort eine Invasion gelegt.“

Fußballlegende Fritz Walter hatte Feuer im Blut

„Wir wissen mit Sicherheit, dass Osama bin Laden entweder in Afghanistan ist oder in einem anderen Land oder tot.“

Der ehemalige US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld blickt durch (2010)

„... unsere nordkoreanischen Verbündeten“

US-Republikanerin Sarah Palin schmiedet neue Allianzen („But obviously, we've got to stand with our North Korean allies.“)

„In der Realität gibt's das auch in Wirklichkeit.“

Der ehemalige Bundeskanzler Gerhard Schröder hält sich an die Fakten

„Liebe Andrea Merkel“

FDP-Politiker Andreas, äh, Dirk Niebel in einer Rede. (Eine Erklärung für einen ähnlichen Sprachaussetzer brachte Georg Milbradt, damals Sachsens Ministerpräsident (CDU) vor: „Meine Frau heißt Angelika. Insofern ist Angelika Merkel doch ein durchaus liebevoller Versprecher.“)

„Das trenne ich ganz konsequent: Beruf und Job!“

Moderatorin Frauke Ludowig mal ganz privat

„So, where's the Cannes Film Festival being held this year?“

Christina Aguilera hat sich in Frankreich verirrt

„Da geht er, ein großer Spieler. Ein Mann wie Steffi Graf!“

Moderatorin Jörg Dahlmann zum Abschied von Lothar Matthäus



„Die Brasilianer sind ja auch alle technisch serviert.“

Der ehemalige Nationalspieler Andreas Brehme tischt Fakten auf

„Hass gehört nicht ins Stadion. Solche Gefühle soll man gemeinsam mit seiner Frau daheim im Wohnzimmer ausleben.“

Ex-Bundestrainer Berti Vogts über das Geheimnis einer glücklichen Ehe



„Brüh im Lichte ...“

Sarah Connor singt die Maggi-Nationalhymne beim Eröffnungsspiel des FC Bayern München gegen die deutsche Fußball-Nationalmannschaft in der neuen Münchner Allianz-Arena, 2005

„When the President does it, that means it's not illegal.“

Der damalige US-Präsident Richard Nixon kennt die Gesetzeslage (im berühmten Enthüllungsgespräch mit David Frost, 1977)

„Reports: Obama Bin Laden Dead“

Der amerikanische Lokalsender FOX 40 hat exklusive Neuigkeiten

„I think that gay marriage should be between a man and a woman.“

Der ehemalige kalifornische Gouverneur Arnold Schwarzenegger denkt um



„Mein Problem ist, dass ich immer sehr selbstkritisch bin, auch mir selbst gegenüber.“

Fußballer Andreas Möller redet sein Ego klein

Words Don't Come Easy

Wie es ist, wenn man nicht so reden kann, wie man möchte: ein Stotterer über sein Handicap

Text: Thomas Hellmann, Foto: Benne Ochs



KrgrkxztX: Den Auslöser oder Grund für ihren Sprachfehler kennen die wenigsten Stotterer

Neulich sollte ich einen Radiospot sprechen, weil mein Stottern ganz gut passen könnte, um die Aufmerksamkeit der Hörer zu bekommen. Doch daraus wurde nichts, weil ich nicht wirklich stottere, sondern eher um Worte ringe. Ich wiederhole nicht einzelne Silben, manche kommen gar nicht erst aus mir heraus. Das macht sich schlecht im Radio, weil oft gar nichts zu hören ist.

Ein Fernsehspot wäre besser: Die Zuschauer könnten meine Mundwinkel zucken sehen und wie der Kampf mit bestimmten

Presslauten mein Gesicht verzerrt. Sie bekommen eine Ahnung davon, warum mich mein Kumpel Alfons „Zitterlippe“ nennt. Man kann meinen Sprachfehler besser sehen als hören. Kein Wunder, wenn die Menschen am Telefon manchmal auflegen, weil sie denken, die Leitung sei tot.

Häufig spreche ich aber auch flüssig. Es gelingt mir öfter, die Blockaden zu umgehen, indem ich die unaussprechlichen Wörter austausche, verändere oder Füllwörter einfüge. Manchmal hilft es auch, meine Stimme zu verstellen oder zu berlinern. Das funktioniert natürlich nicht so gut bei Fremdsprachen, weil mein Wortschatz da viel kleiner ist.

Jedenfalls spreche ich nicht geradeheraus, eher verbogen, verwickelt. Das Wort liegt mir nicht auf der Zunge, es klemmt im Hals. Manchmal frage ich mich, ob ich nicht ziemlich unhöflich wirke, wenn ich auf einmal mittendrin schweige.

Ich kenne gar keinen richtigen Stotterer. Dafür begegnen mir oft andere Stockende, meistens Jungs wie ich, darunter viele mit kreativen Berufen. Ob ich an der Schule oft gehänselt wurde? Eigentlich nicht. Weil ich andere Sachen gut konnte und darum respektiert wurde. Ich war in der Hochbegabtenförderung und habe beim Sport viele Wettkämpfe absolviert.

Ich kenne niemanden, der den Auslöser oder Grund für sein Stocken kennt, das meist im Kindergartenalter beginnt. Ich war vier Jahre alt, aber ein einschneidendes Erlebnis gab es damals nicht in meinem Leben. Zumindest keins, von dem ich wüsste. Die Wissenschaft bezeichnete das als idiopathisch – also ohne fassbare Ursache. Letztlich erscheint mir die Wissenschaft ahnungs- und ratlos. Als Kind haben mir die verschiedenen Therapieansätze wenig geholfen, ich fand sie manchmal ziemlich nervig.

Ich weiß nicht, was mit mir los ist, aber ich habe ein Gefühl dafür bekommen. So hängt mein Redefluss sehr von meiner Stimmung ab. Mein stockendes Sprechen ist mir unangenehm, ich habe Angst davor. Doch je größer die Scham, desto stockender spreche ich. Es ist eine Art sich selbst erfüllender Prophezeiung, ein Teufelskreis auch.

Mein Sprachfehler hat viel mit Selbstbewusstsein und Selbstwert zu tun. Vor Freunden fällt es mir leicht, die große Klappe zu haben, vor allem nach einer vollbrachten Leistung. Diesen Stolz kennt wohl jeder, genauso wie die Unruhe oder Anspannung, durch die man kleinlaut wird. Anerkennung und Akzeptanz sind also die besten Garantien dafür, dass ich flüssig spreche.

Wahrscheinlich stört mich mein Stocken sowieso mehr als manchen meiner Gesprächspartner, die schon aus Höflichkeit oft Geduld mit mir haben. Dabei fühle ich mich am besten, wenn sie mir dann doch ins Wort fallen. Denn das heißt ja, dass sie mir gut zugehört haben. ←

Wort und Totschlag



Massenware: Auf den Veranstaltungen der Nazis wurden die Menschen mit Parolen auf Linie gebracht

Victor Klemperer hat am Beispiel des Dritten Reichs erklärt, wie eine Sprache dazu beitragen kann, die Menschen zu verrohen

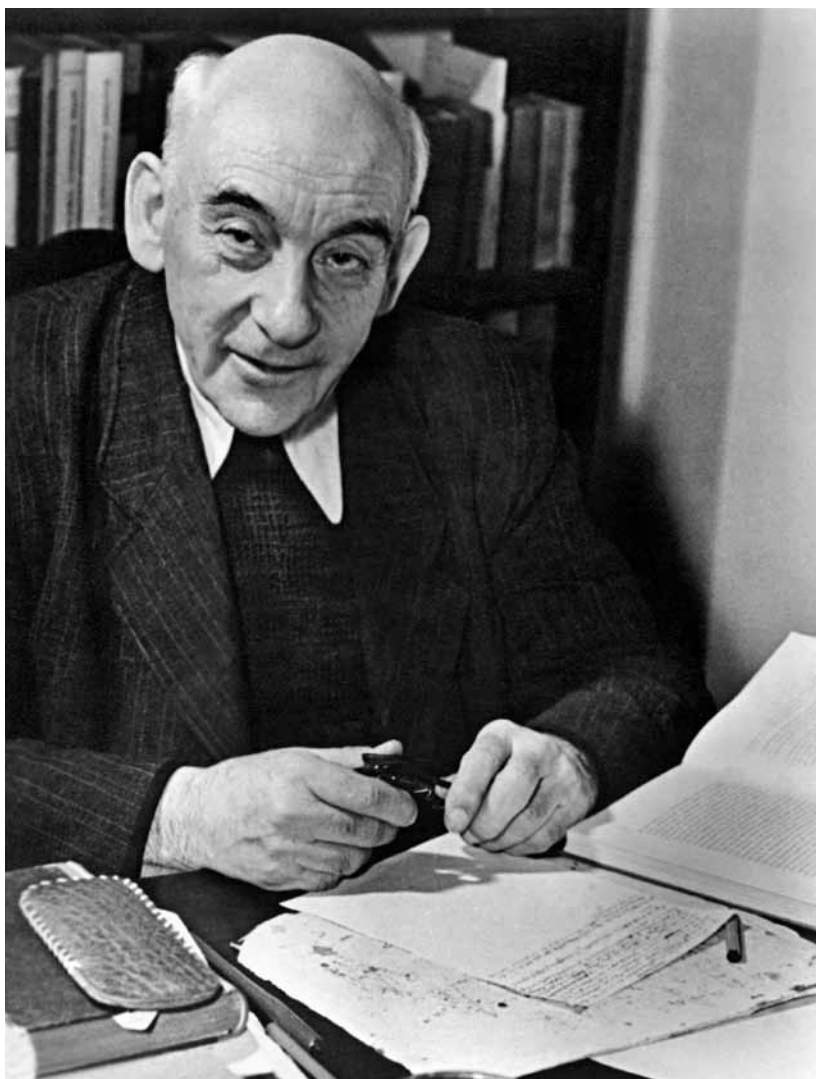
Von Matthias Heine

→ Auch das Gänsefüßchen war ein Nazi. Und der Schriftsteller und Philologe Victor Klemperer hat es entlarvt. Jenes scheinbar so unschuldige Satzzeichen hat im Dritten Reich gewaltig Karriere gemacht und sich der Sprache der Machthaber angeschmiegt. Propagandaschreiber benutzten Anführungszeichen in einem Maße, das vorher, in der Weimarer Republik und im Kaiserreich, nicht üblich gewesen war. Sie markierten damit nicht nur einfach die wörtliche Rede, sondern sie wollten die in Gänsefüßchen gesetzten Wörter mit hämischer Ironie als angemaßt und erlogen brandmarken. Victor Klemperer schrieb:

Wenn die spanischen Revolutionäre einen Sieg erfechten, wenn sie Offiziere, wenn sie einen Generalstab haben, so sind es unweigerlich „rote, Siege“, „rote, Offiziere“, ein „roter, Generalstab“. Dasselbe ist später mit der „russischen, Strategie“ der Fall, dasselbe mit dem „Marschall‘ Tito“ der Jugoslawen. Chamberlain und Churchill und Roosevelt sind immer nur „Staatsmänner“ in ironischen Anführungszeichen, Einstein ist ein „Forscher“, Rathenau ein „Deutscher“ und Heine ein „deutscher Dichter“.

Der Steckbrief, mit dem das Anführungszeichen als Nazi zur Fahndung ausgeschrieben wurde, findet sich in Klemperers Buch „LTI“ – die Abkürzung steht für „Lingua Tertii Imperii“, lateinisch für „Sprache des Dritten Reichs“. Es erschien zum ersten Mal 1947. Dieses „Notizbuch eines Philologen“ beruht auf Aufzeichnungen, die der 1881 geborene Sprachwissenschaftler schon während der Nazizeit gemacht hatte. Heimlich. Weil solche Schriften für einen Juden das Todesurteil bedeutet hätten, wenn sie bei einer der Hausdurchsuchung durch die Gestapo gefunden worden wären.

Für Klemperer war die Beschäftigung mit der Sprache der Diktatur ein Kampf um seine wissenschaftliche Selbstachtung. Denn dem Dresdner Professor für Romanistik war von den Nazis nicht nur 1935 der Lehrstuhl entzogen worden – in „LTI“ be-



Auch nach dem Krieg blieb Victor Klemperer hellhörig und achtete darauf, wo sich die Sprache der Diktatur erhalten hatte

schreibt er, dass schon vorher nur noch sehr wenige Studenten den Mut hatten, in seine Seminare zu kommen. Später war es ihm als Juden verboten, in Bibliotheken Bücher auszuleihen oder Zeitschriften zu abonnieren. Seine private Bibliothek ging verloren bei der Vertreibung aus dem Haus in Dresden-Dölzchen im Jahr 1940 und bei den Umzügen von einem „Judenhaus“ zum anderen, wo man die wenigen überlebenden „Nicht-Arier“ zusammenpferchte. Juden durften nur „jüdische“ Bücher besitzen. Klemperer schildert, wie es eine Leidensgenossin schaffte, sogar ihre Ausgaben deutscher Klassiker zu behalten, indem sie deren Herausgeber bei der Gestapo als Juden „entlarvte“.

Also musste Klemperer einen Forschungsgegenstand finden, der leicht zugänglich war. Aus dem Meer der Sprache fischte er sich die allgegenwärtigen Begriffe eines spezifischen Nazi-Deutschs heraus und verfasste ihre Steckbriefe. Berühmt ist der Abschnitt, in dem er die Umwertung des ursprünglich im 18. Jahrhundert auf religiöse Eiferer bezogenen Wortes „fanatisch“ beschreibt: „Fanatique oder fanatisme sind Wörter, die von den französischen Aufklärern durchweg im äußersten Tadelsinn (...) angewandt werden.“ Doch bei den Nazis wird „fanatisch“ zu einem positiven Attribut. Während der gesamten Ära des Dritten Reiches, so Klemperer, sei es „superlativisch anerkennendes Beiwort“ gewesen:

„Es bedeutet die Übersteigerung der Begriffe tapfer, hingebungsvoll, beharrlich, genauer: eine glorios verschmelzende Gesamtaussage all dieser Tugenden (...)“

Klemperer ist auch der erste, der nach dem Kriege über Wörter wie „gleichschalten“ (im Sinne von „das gesamte öffentliche Leben auf Parteilinie bringen“) oder „Weltanschauung“ (als Ersatz für „Philosophie“) oder „aufziehen“ (in der Bedeutung „veranstalten“, Goebbels spricht immer von „groß aufgezogenen Aktionen und Propagandakampagnen“) schreibt. Aber der Wissenschaftler notiert auch Kulturgeschichtliches, das über die bloße Linguistik hinausgeht. So gibt es in „LTI“ Beobachtungen und Gedanken über die Mode der germanischen Namen und über die Runenzeichen, die von 1933 bis 1945 in Gebrauch kommen – nicht nur bei der SS, sondern auch in Familienanzeigen, wo die

Sein Werk ist auch ein Zeugnis der Einsamkeit eines Überlebenden

aufwärts weisende „Fackel“-Rune den Geburtsstern und – nach unten gerichtet – das Todeskreuz ersetzte.

Klemperers „LTI“ ist bis heute nicht nur eine herausragende historische Quelle und das Grundlagenwerk, mit dem die wissenschaftliche Erforschung der Nazis und ihrer Propagandasprache begann. Sie ist auch ein berührendes Zeugnis der Einsamkeit eines Überlebenden. Einsam ist Klemperer aus vielen Gründen: In den Judenhäusern ist er nicht nur vom gesellschaftlichen Verkehr und den akademischen Debatten abgeschnitten. Seine Hellhörigkeit trennt ihn sogar von den wohlwollenden Menschen, die ihn am Arbeitsplatz heimlich ihrer Solidarität versichern oder ihm etwas zu Essen zustecken – und dann trotzdem Floskeln und Wörter der Nazi-Propaganda ganz selbstverständlich herunterleiern, ohne es zu bemerken. Und er wird auch in einem ganz düsteren Sinne immer einsam: In „LTI“ beschreibt Klemperer, dass er die wenigen verbliebenen Bücher sehr häufig von anderen Bewohnern der Judenhäu-

ser „geerbt“ habe, die längst in die Vernichtungslager gebracht und ermordet worden sind. Vor diesem Schicksal schützte ihn bis zuletzt die Liebe seiner nichtjüdischen Frau Eva, die sich hartnäckig weigerte, in eine Scheidung einzuwilligen und stattdessen alle Leiden ihres als minderwertig eingestuften Mannes teilte, der zur Zwangsarbeit am Dresdner Güterbahnhof eingesetzt wurde.

Nie hätte sich der assimilierte Klemperer, der 1912 sogar zum Protestantismus übergetreten war, eine solche Barbarei vorstellen können. Er hatte für Deutschland im Ersten Weltkrieg gekämpft, hatte in Frankreich und Italien gelebt. Sein Jüdischsein spielte für ihn keine große Rolle: „Ich war meines Deutschtums, meines Europäertums, meines Menschentums, meines zwanzigsten Jahrhunderts so sicher.“

Für Klemperer war die Erforschung der Nazi-Sprache nicht nur eine wissenschaftliche Beschäftigungstherapie, bei der er die Wörter wie bizarre Käfer bestaunte, die aufgespießt in einer Glasvitrine gesammelt lagen. Nein, er hielt die Begriffe auch für Erreger, die geholfen hatten, ein ganzes Volk mit dem Geist der Nazis zu infizieren – bis zur allgemeinen Entmenslichung. All diese Wörter hat es schon vorher gegeben, aber „alles ist übernommen, und doch ist alles neu und gehört der LTI für immer an, denn es ist (...) ganz durchgiftet worden mit nazistischer Grundtendenz.“

Deshalb war Klemperer, der nach dem Krieg zurück nach Dresden zog, erschrocken über jedes Relikt der LTI, das er in den Nachkriegsjahren aus dem Munde ganz unverdächtig Menschen zu hören bekam – selbst in der DDR, in der er den besseren deutschen Staat sah. Wie viele andere Gegner und Opfer des Hitlerregimes glaubte er, der Westen sei ein Sammelbecken für ehe-

malige Nazis. Auch Dankbarkeit für die russischen Befreier und die roten Arbeiter, die ihn bei der Zwangsarbeit menschlich behandelt hatten, spielte wohl eine Rolle. Bald nach Kriegsende trat er der KPD bei. Schon in „LTI“ drückt er an vielen Stellen seine Sympathie für den Bolschewismus aus. So schreibt er einmal: „Seitdem sich der Marxismus zum Marxismus-Leninismus weiterentwickelt hat, ist der Schwerpunkt des geistigen Europäertums nach Moskau verlagert.“ So lange die Wörter der

Den Ungeist der Nazi-Sprache entdeckte er auch im geteilten Deutschland

Nazis nicht ausgerottet waren, glaubt er, lebte ihre Ideologie noch in den Köpfen der Menschen weiter. Er beruft sich auf das Schillersche Wort von der „Sprache, die für dich dichtet und denkt“. Und er glaubte, dass es eben auch die Sprache ist, die für uns mordet und henkt. Oder doch, dass sie zumindest langfristig Menschen so abstumpfen und verrohen kann, dass aus ihnen Mörder und Henker werden.

Der Wachsamkeit in sprachlichen Dingen, die Klemperer noch als DDR-Bürger auszeichnete, entsprach in Westdeutschland die Arbeit von Dolf Sternberger. Dieser gab 1957 das „Wörterbuch des Unmenschen“ heraus, eine Sammlung von Zeitungsartikeln, die sich mit Wörtern beschäftigt, die durch die Nationalsozialisten eine bräunlich-propagandistische Färbung bekommen hatten. Manche davon hatte auch schon Klemperer angezeigt, wie etwa „charakterlich“, bei anderen ist der spezifisch faschistische Gebrauch erst durch Sternberger und seine Mitautoren Gerhard Storz und Wilhelm E. Süskind herausgestellt worden, beispielsweise bei „betreuen“, das in der Tarnsprache der Nazis so viel bedeutete wie „Behinderte umbringen“. Sternbergers „Wörterbuch des Unmenschen“ war in Westdeutschland so einflussreich, dass angehenden Journalisten zu Beginn ihrer Ausbildung Listen von Wörtern vorgelegt wurden, deren Gebrauch es zu vermeiden galt.

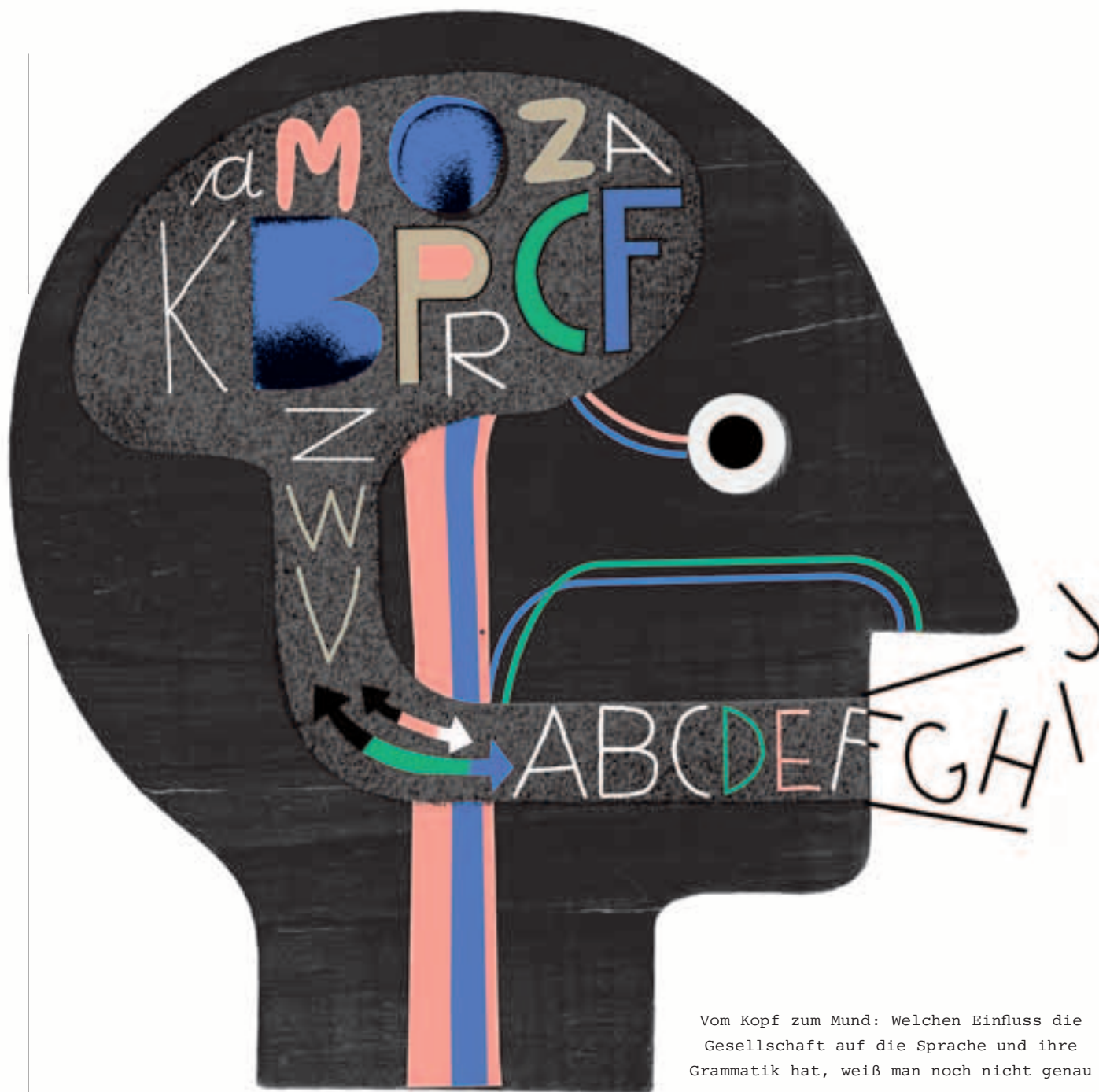
Dagegen waren Klemperer und sein „LTI“-Buch im Westen fast nur Sprachwissenschaftlern bekannt. Berühmt wurde Klemperer erst in den neunziger Jahren, als seine zweite, 45 Jahre jüngere Frau Hadwig Kirchner seine Tagebücher aus der Nazi-Zeit herausgeben ließ. „Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten“ wurde ein Überraschungs-Bestseller, der auch Vorlage für einen großen Fernseh-Mehrteiler war.

Zur Sprache der neuen Diktatur hat er sich niemals öffentlich geäußert. Erst die 1999 postum veröffentlichten Tagebücher der Jahre 1945 bis 1959 lassen erkennen, dass ihn seine Hellhörigkeit nicht verlassen hatte. So schreibt er bereits im Juni 1945: „Ich muss langsam anfangen, systematisch auf die Sprache des vierten Reiches zu achten. Sie scheint mir manchmal weniger von der des dritten unterschieden als etwa das Dresdener Sächsische vom Leipziger. Wenn etwa Marschall Stalin der Größte der derzeit Lebenden ist, der genialste Strategie usw.“ Unter dem Kürzel „LQI“ (Lingua Quarti Imperii) finden sich dann immer wieder Notizen zum Propagandajargon sowohl des Westens als auch des Ostens. Die einen brandmarken kommunistische Funktionäre als „russenhörig“ und nennen Ostdeutschland nur „drüben“ und den Kulturbund den „verlängerten Arm“ der SED. Die anderen verunglimpfen den Frankfurter „Wirtschaftsrat“ der englisch-amerikanischen Bizonie als „das deutsche Vichy“ und beschimpfen Unternehmer als „Monopolherren“.

Ein Tagebucheintrag vom 12. Oktober 1949, fünf Tage nach Gründung der DDR, lässt zunehmende Zweifel erkennen: „Die Deutsche Demokratische Republik“. Das tobt seit gestern im Rundfunk. Die Präsidentenwahl, die Aufmärsche, die Reden. (...) Mir ist nicht wohl dabei. Ich weiß, dass es nazistisch genau so geklungen hat u. zugegangen ist.“ Zu einer Distanzierung von der DDR konnte sich Klemperer aber nicht aufraffen. 1950 wurde er Abgeordneter der Volkskammer, 1956 nahm er von Präsident Wilhelm Pieck den Vaterländischen Verdienstorden entgegen. Innerlich aber empfand er zunehmend Resignation. In seinem Tagebuch steht: „Deutschland ist ein in zwei Stücke zerfahrener Regenwurm; beide Teile krümmen sich, beide vom gleichen Faschismus verseucht, jeder auf seine Weise.“ Nach einem überzeugten Kommunisten klingt das nicht. ←



Die Nazidiktion setzte sich in den Köpfen fest



Vom Kopf zum Mund: Welchen Einfluss die Gesellschaft auf die Sprache und ihre Grammatik hat, weiß man noch nicht genau

Was denkt ihr euch bloß

Sind Dinge, die keinen Namen haben, überhaupt vorstellbar? Über den Zusammenhang von Hirn und Mund

Text: Kai Kupferschmidt
Illustration: Human Empire

→ Es gibt Dinge, die jeder sofort glaubt und die dennoch falsch sind. Die Sache mit den Eskimos zum Beispiel: Eskimos hätten 40 Wörter für Schnee, heißt es. Oder sogar 100. Kein Wunder, immerhin lebten sie ja in sehr kalten Gegenden, in denen es häufig schneie. Deswegen habe ihre Kultur auch besonders viele Vokabeln für den frostigen Niederschlag entwickelt.

Nur stimmt das eben nicht. Denn die Sprache der Eskimos ist „polysynthetisch“: Viele Beschreibungen, die im Deutschen mehrere Wörter benötigen oder einen ganzen Satz, werden in der Sprache der Eskimos durch das Anhängen von Silben gebildet.

„Schnee, der schon gestern gefallen ist“ oder „frisch gefallener Schnee“ sind demnach jeweils nur ein Wort. Der vermeintliche kulturelle Unterschied ist also in erster Linie ein grammatischer. Trotzdem geistert das Beispiel bis heute durch Literatur und Kultur.

Überhaupt ist vieles, das wir über Sprache zu wissen glauben, entweder nicht richtig oder bis heute nicht ganz klar. Das beginnt schon mit der Ur-Frage, wie Sprache eigentlich entstanden ist. 1769 lobte die Königlich-Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin einen Preis für die beste Antwort aus, den der Philosoph Johann Gottfried Herder mit folgender Schnurre gewann: Der

Ur-Mensch steht einem Schaf gegenüber, „weiß, sanft, wollich“. Er sucht ein Merkmal, um das Schaf zu beschreiben: „Ha! Du bist das Blökende“, denkt er. Damit hat der Ur-Mensch laut Herder das erste Wort erdacht: „Seine Seele hat gleichsam in ihrem Inwendigen geblökt, da sie diesen Schall zum Erinnerungszeichen wählte, und wiedergeblökt, da sie ihn daran erkannte – die Sprache ist erfunden!“

Was heute ein bisschen kindisch klingt, war damals ein Affront gegen die Kirche, die in der Bibel die Antwort auf die Frage nach der Entstehung der Sprache sah. Inzwischen gibt es zwar unzählige Theorien, wie die Sprache ganz ohne Gott in die Welt kam – viel ausgefeilter als Herders Erzählung sind viele moderne Erklärungen aber auch nicht: Einige Forscher glauben, dass sich die Sprache im Laufe der Zeit aus Gesten entwickelte. Andere geben der Musik den

Ein Engländer hat kein Wort für Schadenfreude. Kann er sie dennoch empfinden?

Vorzug, zum Beispiel die US-amerikanische Anthropologin Dean Falk. Sie vertritt die These, dass sich die menschliche Sprache aus dem Singsang von Müttern entwickelt habe, die damit ihre Kinder beruhigten. Dagegen glaubt der amerikanische Linguist Derek Bickerton, dass der Ursprung der Sprache in der Nahrungsbeschaffung liegt. Vor etwa zwei Millionen Jahren habe der Urmensch angefangen, sich als Aasfresser zu ernähren. Um ein verendetes Mammüt gegen andere Aasfresser zu verteidigen und die Riesen-Mahlzeit zu bewältigen, sei aber die Kooperation von vielen nötig gewesen (siehe auch das Interview auf Seite 5). Man könnte auch sagen: Der Mensch hat die Sprache erfunden, um mitteilen zu können, dass an einem weit entfernten Ort ein totes Tier liegt.

Die Geschichte der Sprache wird nach ihrem Ursprung noch komplizierter: Die mehr als 6000 verschiedenen Sprachen, die Wissenschaftler kennen, unterscheiden sich in ihren Lauten, den Wörtern, die aus diesen Lauten gebildet werden, und der Grammatik, die vorgibt, wie diese Wörter aneinandergereiht werden: Spanisch hat fünf Vokale, einige afrikanische Sprachen rund 20. Das Finnische hat 15 Fälle, das Deutsche nur vier. Unterschiedliche Sprachen miteinander zu vergleichen und daran einen Einfluss der Ge-

sellschaft auf die Sprache zu beweisen ist sehr schwierig. Ein Beispiel dafür ist eben die Geschichte von den Schneewörtern der Eskimos.

Berühmt gemacht hat diesen Mythos der amerikanische Forscher Benjamin Lee Whorf, der eigentlich Chemieingenieur war, aber in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts an der Yale-Universität Linguistik studierte und dort auch selbst für einige Zeit Anthropologie lehrte. Whorf glaubte, mit der vermeintlichen Vielzahl von Frost-Vokabeln eine faszinierende These belegen zu können: dass nämlich Sprache und Denken Hand in Hand gehen, dass Wörter und Grammatik einen Einfluss darauf haben, was wir denken und glauben. Linguisten nennen das die „Sapir-Whorf-Hypothese“. Sie würde bedeuten, dass manche Gedanken von jemandem, der eine andere Sprache als man selbst spricht, nicht nachvollzogen werden können. Und dass wir nicht denken können, was wir nicht in Worte gefasst haben.

Der englische Schriftsteller George Orwell hat sich von dieser Idee zur Kunstsprache „Neusprech“ in seinem Roman „1984“ inspirieren lassen. Diese Sprache ist in Orwells Vision ein wichtiges Herrschaftsinstrument des totalitären Regimes und soll einen Menschen daran hindern, verbotene Dinge auch nur zu denken: „Es würde viele Verbrechen und Fehler geben, die zu begehen er nicht imstande wäre, aus dem einfachen Grund, dass sie namenlos und daher unvorstellbar wären“, heißt es in dem Buch.

Diese extreme Abhängigkeit unserer Gedanken von unserer Sprache ist zwar ein faszinierender Gedanke, aber sie ist auch falsch. Ein Mensch, dessen Muttersprache in ihrer Grammatik keine Zukunftsform kennt, dürfte dann nicht in der Lage sein, sich über morgen, übermorgen oder das nächste Jahr Gedanken zu machen. Und ein Engländer dürfte überhaupt keine Schadenfreude empfinden, fehlt ihm doch das Wort dafür. Und was ist mit uns Deutschen, wenn wir den Durst gestillt haben? Wie nennen wir das Gefühl? Ein Wort dafür gibt es nicht, und dennoch kennt jeder den entsprechenden Zustand.

Es gibt also wenig Belege dafür, dass wir etwas nicht denken, nur weil wir es nicht benennen können. Dass unsere Sprache aber einen Einfluss darauf hat, was wir denken und wahrnehmen und woran wir uns erinnern können, dafür haben Forscher in den vergangenen Jahren einige Belege gefunden. Unter anderem im Bereich der Farbwörter.

So können sich zum Beispiel Engländer besser daran erinnern, ob ihnen eine grüne oder blaue Farbe gezeigt wurde, als die Mitglieder des Berinmo-Stammes in Papua-Neuguinea, deren Sprache zwischen Blau und Grün keinen Unterschied macht.

Aber man muss gar nicht so weit gehen: Selbst zwischen Niederländern und Deutschen haben Forscher einen Unterschied in der Wahrnehmung gefunden – dank einer kleinen Abweichung: Zwar sind in Deutschland und den Niederlanden, EU-Normen sei Dank, die Farben von Verkehrsampeln exakt gleich. Im Niederländischen wird die mittlere Farbe aber als „Oranje“ bezeichnet, im Deutschen als Gelb. Die Forscher zeigten einigen Versuchspersonen Bilder einer Verkehrsampel, mit sechs verschiedenen Farbtönen zwischen Gelb und Orange in der Mitte und baten, die Farbe entweder als gelb oder orange einzuordnen. Tatsächlich ordneten die Deutschen mehr Bilder der Farbe Gelb zu als ihre Landesnachbarn. Bilder einer Socke in den sechs verschiedenen Farbtönen wurden dagegen von den Testpersonen aus beiden Ländern gleich häufig als gelb oder orange bewertet. Für die Forscher ein Beweis, dass es nicht um eine allgemein andere Aufteilung von Gelb und Orange geht. „Die Deutschen nehmen die Farbe einer Ampel tatsächlich anders

Warum ist die Brücke im Spanischen männlich – und der Mond eine Frau?

wahr, weil sie anders heißt“, sagt Psycholinguistin Asifa Majid vom Max-Planck-Institut im niederländischen Nijmegen.

Auch das grammatikalische Geschlecht, das unsere Sprache den Dingen zuordnet, hat offenbar einen Effekt auf unsere Sicht der Dinge. Sprachforscher haben die Assoziationen von Spaniern und Deutschen angesichts bestimmter Gegenstände verglichen, die wie die Brücke im Spanischen männlich (el puente) und im Deutschen weiblich sind. Das Ergebnis: Deutsche gaben den Gegenständen „weiblichere“ Attribute, zum Beispiel elegant und schlank, während die Spanier die Dinge eher mit „männlichen“ Eigenschaften wie Stärke beschrieben. Das grammatische Geschlecht färbt also offenbar auf den Gegenstand ab.

Zumindest denkbar, dass die Brücken in Spanien und Deutschland deswegen anders aussehen. Die Welt ist eben so, wie wir sie uns denken. Vielleicht. ←

3 von 3

„Bog ma zamm und hoif ma uns!“

Warum man Bayrisch als Nicht-Bayer nie perfekt sprechen wird – und warum man dennoch am Ball bleiben sollte. Der Sprachwissenschaftler Jean-Pierre Bierbichler weiß es

Interview: Fabian Dietrich, Illustration: Christina Gransow



→ Jean-Pierre Bierbichler hat aus „Gaudi“ den ersten Allgemeinen Bayrischen Wortschatz zusammengestellt und einen Sprachkurs entwickelt, von dem es bislang zwölf Lektionen im Internet gibt. Jetzt wartet er in einem Münchener Biergarten, um die fluter-Leser bei einer zünftigen Mass in die Geheimnisse des Hochbayrischen einzuweihen. Zwei Gänse nähern sich vom See her und steuern auf die Reste einer Riesenbrezel zu. „Schleicht's aich! Zupft's aich!“, ruft er. „Die san fei g'färlisch.“ Und schon sind wir mitten im Gespräch.

fluter: Grüß Gott, Herr Bierbichler, hier in München scheint ja kaum mehr einer Bayrisch zu sprechen. Was ist denn los?

Bierbichler: Na, des dad i ned song. Es is a so, dass d' Laid wieder fui mehr in'd Richtung Tradition gengan. Boarisch is a Identifikationsmerkmal.

Kommt man sich schneller näher, wenn man Bayrisch spricht?

Freilich, weilst du sofort woast, der is a vo da. Der muas irgendwo aus der Gengd sei, im Näheren Umkreis vo dreihundert Kilomedern, weil sonst spricht ma koa Boarisch mehr.

Wie in einer Art Stammesgesellschaft oder Familie?

Bierbichler: Heimat! Du konnst di auf an Bayern ver-

lassen, selbst wennst'n goar ned kennst. Da gibt's überhaupt koane Resantimans. Na, kumm pass auf, bogg ma zamm, hoif ma uns.

Wie ist das mit den Zugereisten?

Zuaogroasdn!

Genau, die meine ich. Haben die denn überhaupt eine Chance Ihre Sprache jemals zu lernen?

Bayrisch kamma ned so einfach lerna. Mit dem muasd aufwachsen. I vergleich des immer mit dene Knacks-laute in Afrika. Des wennst ned von Kind auf konnsd dann glernst as nimma. Wobei i dazu song muas - a jeder, der wo vasuacht Boarisch zum rehn - höxtn Reschpeggt! Weidamacha! Wemma drobleibt: a bisserl a Grundvokabular kamma lerna, damit ma ned ganz so nackat dasteht.

Hilft es denn, wenn man viel Bier trinkt?

Bei mia geht's a wenn i nüchtern bin. Aber i hob des scho g'hert bei andere Leid. 's geht leichter über'd Libbn. Aber vorher mussa a weng lerna.

Ist denn Aichkatzelschwoaf wirklich das schwierigste Wort auf Bayrisch?

I hob heid oam versuacht des Woard Gschwoischädl beizubringa.

Kwoischl?

Gschwoischädl! Des is oana der fui red und ois besser woas. Des is hoid so a aufbumbda Möchtegern.

Ist das Ihr Lieblingsschimpwort?

Na, Zipfkladscher. (lacht sich halbtod)

Jemand, der einen Zipfel hat und dann ...

Den batschda!

Verstehe.

Oder Bruntzkachl. Woast, was a Bruntzkachl is?

Nein.

Stoi da vor: Pissoir und da is a Fliesn dro. Und des is a Bruntzkachl.

Ist Bayrisch eigentlich eine respektlose Sprache?

Ich habe das Gefühl, da wird sich immer geduzt.

Mia san mia und mir hoidn zamm. Da gibt's ka Sie, da gibt's koan Du-bist-besser-wie-i oder I-bin-besser-wie-du. Da gibt's bloß mia!

So wie im Kommunismus?

Mia ham so a Art, song ma: Solidarität. Söibsd da Kloane, der auf'd Stross lebd, der konn sie immer noch mid dem identifizieren über d' Sprach.

Den Sprachkurs findet ihr auf www.bayrisch-lernen.de

01



02



03



Sprache, die es nicht ins Heft geschafft hat

01 Große Umarmung

Niemand von den fluter-Mitarbeitern bekommt so viele E-Mails, die per Google-Translator übersetzt wurden, wie Fotograf Jörg Brüggemann. Schließlich ist er seit Jahren unterwegs, um überall auf der Welt Heavy-Metal-Fans zu fotografieren, und lernt viele Menschen kennen. Für uns hat er die schönste aller Kauderwelsch-Mails aus dem Postkasten gezogen, geschrieben von einem brasilianischen Freund, der sie mit dem Google-Translator vom Portugiesischen ins Deutsche übertragen hat. Und die liest sich schöner als jede große Geschichte zum Thema Übersetzungsprogramme: „Ich schicke ein Hallo, Neues zu lernen um hier mit einer großen Welle derzeit, auch viele, wäre eine gute Saison für Sie ein paar schöne Bilder zu machen, und so verlassen sie diese hier nichtvergessen, schicken sie den Link in Ordnung, sind viele Menschen besorgt und hoffen, dass ihre Arbeit sucesso. Sô viel zu schließen wollen, bitte ich um einen Gefallen, wenn Sie zufällig jemand da draußen wissen, dass zum Anfassen oder machen die Offenlegung von einer Bande von Freunden von mir, wäre sehr dankbar. Vielen Dank und lassen Sie eine große Umarmung für euch und wünschen viel sorte. Auf Wiedersehen.“ Für die schönste Übersetzung spendieren wir ein Wörterbuch Portugiesisch-Deutsch.

02 Kolonialdeutsch

Mitten im Ersten Weltkrieg erfand der Kolonialbeamte Emil Schwörer eine Art sprachliche Waffe, die die Ausbreitung des Englischen in der Welt verhindern sollte. 1916 stellte Schwörer sein „Kolonial-Deutsch“ vor, eine extrem vereinfachte Plansprache, die es den Menschen in deutschen Kolonien erleichtern sollte, die Sprache ihrer Kolonialherren zu erlernen. 500 bis 800 Wörter, mehr brauche diese neue Sprache nicht, fand Schwörer. Schließlich reichte es seiner Meinung nach, wenn die von den Deutschen Unterjochten Sätze wie den folgenden sprechen konnten: „Das is de große Kaiser von Deutschland. Er tut wohnen in sehr große feine Stadt in Deutschland. Er hat viele Landen, viele Soldaten, viel Geld.“ In die Praxis umgesetzt wurde Emil Schwörers Idee nie. Im November 1918 revoltierten die Kieler Matrosen, und Deutschland verlor seine Kolonien und den Krieg. Und damit ist irgendwie auch alles über das Kolonialdeutsch gesagt.

03 C++

Irgendwann kam bei uns auch mal die Idee auf, dass wir unbedingt etwas über tolle Programmiersprachen wie C++ oder Java machen sollten, ohne die wir in unserer Computerwelt ganz schön aufgeschmissen wären. Aber dann haben wir festgestellt, dass wir a) vermutlich niemals kapieren werden, was uns

```
#include <iostream>
```

```
#include <ostream>
```

```
int main()
```

```
{
```

```
std::cout << "Hallo Welt!" << std::endl;
```

sagen will. Und wir b) vielleicht auch ganz glücklich damit sind, dass die blöden Maschinen einfach so funktionieren, auch wenn wir nicht wissen, warum.

Hoi Polloi

zum Thema



Vorschau

Bis zum nächsten fluter

Regelrecht sprachlos machen einen manche Ungerechtigkeiten – aber man kann sich ja oft wehren. Wie, zeigen wir euch im nächsten fluter zum Thema Protest. Im Internet kann man zum Beispiel in kürzester Zeit auf Missstände hinweisen und Gleichgesinnte mobilisieren, um Dinge zu verändern. Es gibt Flashmobs und Boykotte gegen Unternehmen. Den alltäglichen Protest gegen zu wenig Taschengeld oder ungerechte Noten in der Schule lassen wir aber auch nicht außer Acht. Bis dann!

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Ausgabe 39, Sommer 2011
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich / Bundeszentrale für politische Bildung / schilling@bpb.de),
Fabian Dietrich (CvD),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Felix Brüggemann

Artredaktion

Jan Spading

Mitarbeit

Petra Bäumer, Barbara Bollwahn, Thorsten Eitz, Oliver Geyer, Ole Häntzschel, Hadija Haruna, Matthias Heine, Thomas Hellmann, Frank Höhne, Ben Knight, Bernd Kramer, Sarah Kretzschmar, Kai Kupferschmidt, Dr. Nils Minkmar, Jindrich Novotny, Andreas Pankratz, Ingo Petz, Natascha Roshani, Daniela Weingärtner

Dokumentation

Kathrin Lillenthal

Schlussredaktion

Sven Barske

Lithografie

Meike Jäger

Redaktionsanschrift / Leserbrief

fluter - Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/300230233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH
Torstraße 109, 10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

Frankfurter Societäts-Medien GmbH
Zeitschriftenvertrieb „fluter“
60268 Frankfurt am Main
Tel. 069/75 01-4827, Fax -45 02
fluter@fs-medien.de

Vertriebsleitung

Klaus Hofmann
Frankfurter Societäts-Medien GmbH
Frankenallee 71-81, 60327 Frankfurt am Main
Tel. 069/75 01-4827, Fax -45 02
zeitschriftenvertrieb@fs-medien.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern und abbestellen

www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

IBRo
Kastanienweg 1, 18184 Roggentin
Fax 038204/66-273, bpb@ibro.de
Nachbestellungen von fluter werden ab 1 kg bis 15 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Druck

Westdeutsche Verlags- und Druckerei GmbH
Kurfürstenstraße 4-6, 64546 Mörfelden-Walldorf
Tel. 06105/983-5601, Fax -585601
akzidenz@wvd-online.de

Bildnachweise

S. 3 Pietro Masturzo; S. 4 o. David Sauveur / VU / laif, m. Cira Moro / laif, Felix Brüggemann; S. 5 C. H. Beck Verlag, S. 6 Chris de Bode / laif, S. 8-9 Ian Teh / VU / laif; S. 11 Jindrich Novotny; S. 13 Jan Spading, S. 15 Christina Gransow; S. 16-18 Cira Moro / laif; S. 20 o. picture-alliance u. Jindrich Novotny; S. 21 Frank Höhne; S. 22-24 David Sauveur / VU / laif; S. 25 Christina Gransow; S. 28-29 Felix Brüggemann; S. 30 picture-alliance, Jörg Brüggemann / Ostkreuz; S. 32-33 Eva Hillreiner; S. 34-37 Andrei Liankevich / Anzenberger; S. 38 l. Thomas Grabka / laif, r. picture-alliance / dpa; S. 39 picture-alliance / abaca; S. 40 picture-alliance / Photoshot; S. 41 l. picture-alliance / dpa, m. picture-alliance / Sven Simon; r. Ron Gallela / Wireimage / Getty Images; S. 42 Benne Ochs; S. 43 picture-alliance / Süddeutsche; S. 44 Bundesarchiv; S. 45 picture-alliance / ZB; S. 46 Human Empire; S. 48 Christina Gransow; S. 49 o. Jörg Brüggemann / Ostkreuz, M. ullstein bild - Archiv Gerstenberg, u. Thegerstrom / Invision / laif, S. 50 Hoi Polloi

Papier

Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Die letzte
Seite
im Heft
ist die
erste im
Netz.

Schreibtisch von Charlotte Braun

